

WOLFRAM MAUSER

Opitz und der Beginn der deutschsprachigen
Barockliteratur

Ein Versuch

OPITZ UND DER BEGINN DER DEUTSCHSPRACHIGEN BAROCKLITERATUR. EIN VERSUCH

von WOLFRAM MAUSER

Christian Hofmann von Hofmannswaldau veröffentlichte 1684 eine Sammlung von Übersetzungen und Gedichten, in deren *Vorrede an den geneigten Leser* er über seinen persönlichen Weg zur « reinen Schreibens-Arth » berichtet. Der Dichter, der wie kein anderer in Deutschland geistreiche Eleganz mit Geschmeidigkeit des Ausdrucks zu verbinden wußte und von allen deutschen Autoren am stärksten in der Tradition des europäischen Manierismus steht, schrieb im einzelnen:

Ich scheue mich nicht zu bekennen / daß ich zu den Poetischen Sachen von Jugend auff einen zimlichen Zug gehabt / und darinnen fast mein eigener Meister gewesen bin / massen ich denn keine gedruckte Anweisung dazu auffgeschlagen / und allein durch fleissige Überlesung der reinen teutschen Reimen reimen lernen / biß daß ich bey anwachsenden Jahren / vermittelt fleissiger Durchsuchung gelehrter Schriffthen / auch endlich tichten und erfinden können / in dem das erste alleine der Pritschmeisterey gar nahe kompt / das andere aber / so zu sagen / der Poesie Seele ist. — Meine Jugend traff gleich in eine Zeit / da der gelehrte Mann Martin Opitz von Boberfeld / der berühmte Schlesische Buntzlauer / durch der Frantzosen und Holländer poetische Wercke angeleitet / mit seiner Feder in das Liecht trat. Meiner Natur gefiel diese reine Schreibens-Arth so sehr / daß ich mir auß seinen Exempeln Regeln machte / und bey Vermeidung der alten rohen Teutschen Art / mich der reinen Liebligheit / so viel möglich / gebrauchte: Biß nachmahls ich auff die Lateinischen / Welschen / Frantzösischen / Niederländischen und Englischen Poeten gerieth / darauß ich die sinnreichen Erfindungen / durchtringende Bey=Wörter / artige Beschreibungen / anmuthige Verknüpfungen / und was diesem anhängig / mir je mehr und mehr bekant machte / umb nicht / was sie geschrieben / nachzuschreiben / sondern nur derer Arth und Eigenschafft zu beobachten / und solches in meiner Mutter=Sprache anzuwehren¹.

Der Vorgang, über den Hofmannswaldau hier berichtet, ist aufschlußreich. Es scheint im 17. und frühen 18. Jahrhundert

¹ Christian Hofmann von Hofmannswaldau, *Deutsche Übersetzungen und Getichte*, Breßlau 1684, S. X 2r-3v

kaum einen deutschen Dichter gegeben zu haben, der nicht von Opitz stärkste Anregungen empfangen hätte. In den Vorreden zu verschiedenen Gedichtausgaben wird er immer wieder als Vorbild und Bahnbrecher genannt. In die Annalen der «Fruchtbringenden Gesellschaft» ging der Bürger Opitz als der «Gekrönte» ein (1629), und um Ehrentitel wie «Adler der Poeten», «Fürst der Deutschen Lieder», «Hertzog Deutscher Saiten», «Fürst und König der Poeten», «Pindar, Homer, Maro und Juvenal Deutschlands»² war man nicht verlegen. Den zu Unrecht vergessenen Dichter Christian Brehme rühmt Tscherning mit dem Hinweis auf seinen «griff zum Opitziren»³, auf die Kunst, in der Art des Opitz zu schreiben; und zur Ehrung einer «Jungfraw» wünscht er sich «Den Geist der Opitzinne / Der zehnden Pierinne (Muse) / Zu schreiben wie es sich gebührt»⁴. Zesen nennt Opitz den «Durchleuchten... so uns Deutschen zum höchsten rühm und preise gebohren / sich selbst aus dem staube der niedrigkeit fast in das gestirne hinauf / durch seinen mehr als menschlichen verstand so glücklich geschwungen / daß Ihm die höchste Staffel der unsterblichkeit schon zuerkant war». Da «dieses großen und sinnreichen Mannes schriften... schohn in iedermans händen» walteten, hält er es nicht für nötig, «weitläuftigern bericht darvon zu geben / oder seine schöne gedichte /lieder und klingreimen / zum nach=richt anzuzihen / mit der meinung / daß sie iederman gantz aus Ihm / als dem brunkwälle / selbst schöpfen könnte»⁵. In einem Lexikon deutscher Dichter von 1706 heißt es über Opitz: «Tandem aliquando illum ipsum attigimus quem, ut *Homerum Graecorum, ac Latinorum Virgilium, Parentem Poe-*

² Gotthilff Treuer, *Deutscher Dädalus / Oder Poetisches Lexicon, Begreifend ein Vollständig=Poetisches Wörter=Buch in 1300. Tituln...*, Berlin, 2. Aufl. 1675, 2. Tl., S. 273-76; Gottfried von Peschwitz, *Jüngst=Erbauer Hoch=Teutscher Parnaß / Das ist / Anmuthige Formeln / Sinnreiche Poetische Beschreibungen / und Kunst=zierliche verblühnte Arten zu reden...*, Jehna 1663, S. 584-85; Michael Bergmann, *Deutsches Aerarium Poeticum, oder Poetische Schatz=Kammer / in sich haltende Poetische Nahmen / RedensArthen und Beschreibungen... Zu Verfertigung eines zierlichen und saubern Reims*, 2. Aufl., Landsberg an der Warthe 1676, S. 1296-98.

³ Andreas Tscherning, *Deutscher Getichte Frülmg*, Breßlau 1642, S. 332.

⁴ Tscherning, *Frülmg*, S. 302; auch Tscherning nennt Opitz «die zehnde Pierinn» (Bergmann, *Aerarium*, S. 1296). Bergmann bezeichnet den sonst wenig bekannten Friedrich Taubmann als «zehnde Pierin» (*Aerarium*, S. 1300). — Auf dem Titelkupfer von Tschernings Gedichtausgabe ist links Apollo und rechts Opitius dargestellt; hinter Opitz ist die 'Musa' sichtbar.

⁵ Philip Zesen, *Hoch=Deutscher Helikon*, 4. Aufl., Jena 1656, S. 2-3.

tarum Germanicorum vulgo appellare solent »⁶. Der Ruhm des Opitz reichte bis weit ins 18. Jahrhundert. 1746 gab Daniel Wilhelm Triller seine Dichtungen « von neuem sorgfältig übersehen, allenthalben fleißig ausgebessert, mit nöthigen Anmerckungen erläutert » heraus⁷, und im Vorwort zu einer Sammlung *Auserlesener Stücke der besten deutschen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten* schrieb Friedrich Wilhelm Zachariä: « Nach Opitz und Flemmingen entsteht bald wieder eine ziemliche Armuth an guten Stücken »; erst bei Haller und Hagedorn erfolge wieder ein Aufschwung der deutschen Literatur⁸. Bis in die Jahrhundertmitte gilt das dichterische Werk des Opitz als vorbildlich⁹.

⁶ Erdmann Neumeister, *Specimen Dissertationis Historico-Criticae de Poëtis Germanicis hujus seculi praecipuis*, In *Academia quadam celeberrima publice ventilatum* a M. E. N., o.O. 1706, S. 75.

⁷ Martin Opitz, *Teutsche Gedichte in vier Bände abgetheilet*, hg. von Daniel Wilhelm Triller, Frankfurt/M. 1746.

⁸ *Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten*, hg. von Friedrich Wilhelm Zachariä, Braunschweig 1766, S. XXIII-XXIV.

⁹ Christian Wernicke, *Den Deutschen Pegasus setzt Opitz erst in Lauf, Epigramme*, hg. von Rudolf Pechel, Berlin 1909, S. 402 (= « Palästra » 71). — Christian Fürchtegott Gellert: *Lies, was den Opitz ewig machte (Ode an Doris, Belustigungen*, 1743, S. 256 f.), zitiert nach: Carsten Schlingmann, *Gellert. Eine literarhistorische Revision*, Bad Homburg 1967, S. 80 (= Frankfurter Beiträge zur Germanistik, Bd. 3). — Johann Jakob Bodmer:

Als wann das teutsche nur für Hand=Geschäfte wär,
Für weiblichen Verstand, an Krafft und Anmuth leer.
Bis Opitz zeigte daß nur ein Kopf der Sprache,
Die reiche Redens=Art und Nachdruck nicht gebrache,
Daß sie gelenckig ist, Verstellung leiden kan,
Nicht starr an Hals und Stirn, daß sie bald Himmel=an
In prächtiger Gestalt ansehnlich=edel steiget,
Bald ohne Niedrigkeit sich wider Erd=wärts neiget,
Und Ziel und Maß behält, und einer Schüssel gleich,
Die auch an niedlichen und warmen Speisen reich.
Versteh alsdann allein, wann Opitz in ihr dencket.
Gib acht wie sein Gedicht sich so verschieden lencket,
Nachdem's die Regung heißt, die er entzünden will;
Wie er befließen folgt dem vorgesetzten Ziel!

Als ein geheimer Schluß, den wir die Vorsicht nennen,
(Nichts größers konnte sie der deutschen Dichtkunst gönnen!)
Uns einen Opitz gab, der längst erwartet kam
Und sich der alten Spur zur strengen Vorschrift nahm,
Der schön nach deutscher Art, wie Griech und Römer
[schriebe,

Und wenn er künstlich war, doch stets natürlich bliebe.
Sein Ausdruck ist geschickt, erhaben, rein und gleich,
An Schwung und Fügung klug, mehr Sinn = als Wörter = reich,
Im Beywort voller Kraft, in Bildern sehr bescheiden,

Einmütig ist auch Opitzens Anerkennung im Kreis der Dichtungstheoretiker. Nicht nur Buchner und Harsdörffer, Schottel und Zesen, Titz und Neumark, Omeis und Weise berufen sich auf seine *Poeterey*, sondern auch noch Morhof, Gottsched, Bodmer und Breitinger¹⁰, die erst schrittweise den Weg zu einem neuen Dichtungsverständnis bahnten. Der gesamte poetologische Regelbestand des 17. Jahrhunderts in Deutschland, den Gottsched abschließend zusammenfaßte und konsequenter als seine Vorgänger in den Dienst eines ethischen Programms stellte und über den die Schweizer erst zögernd, dann aber doch entschieden hinausgingen¹¹, war mit dem Namen des Opitz unlösbar verbunden. Dichtungstechnische Fragen spielten dabei eine besondere Rolle, so vor allem die Anweisungen, den natürlichen Wortakzent im Vers zu beachten, die Reime rein zu halten, grammatisch-syntaktisch richtig, klar und verständlich zu schreiben, die Worte « sinnreich » anzuordnen und auf ihre « ziehrlichkeit » zu achten. Man war überzeugt, daß man « des Vaterlandes Ehre und Nutzen » mehren helfe, wenn man diese Forderungen des Opitz erfüllte¹². Obwohl Opitz zunächst gegen

Und zärtlich gnug besorgt, den Mislaut zu vermeiden.
Ist in Beschreibungen zwar lebhaft, doch nicht lang,
Und macht dem Leser nicht durch Kleinigkeiten bang.
Sein Gleichniß wird von ihm nicht frostig ausgedehnet,
Daß man, bey dem Anfang gleich, sich nach dem Ende sehnet.
Sein Vers ist immer hoch, doch nie von Anmuth bloß:
Und kurz; wo Opitz schreibt, da ist auch Opitz groß.

Aus: *Charakter der Deutschen Gedichte und Versuch einer Critik über die Deutschen Dichter* — 1737, *Vier kritische Gedichte*, Heilbronn 1883, S. 9 u. 53 (= Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, Bd. 12). — Zahlreiche weitere Belege könnten angeführt werden.

¹⁰ Vgl. z.B.: Johann Christoph Gottsched, *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, 4. Aufl., Leipzig 1751, S. 130: « Der einzige Opitz hatte aus Griechen und Römern, Holländern und Franzosen, sich die Regeln des guten Geschmackes bekannt gemacht. Er folgte denenselben in seinen Gedichten, und verwarf alles, was seine Vorfahren gestümpelt hatten. Als bald wachte ganz Deutschland auf ». — Johann Jakob Breitinger zitiert in seiner *Critischen Dichtkunst*, Zürich 1740, keinen deutschen Dichter so oft wie Opitz, und zwar nicht nur im Zusammenhang mit theoretischen Fragen, sondern vor allem auch als vorbildlichen Dichter (vgl. das Register); Fleming, Gryphius, Harsdörffer, Hofmannswaldau und Lohenstein werden überhaupt nicht erwähnt. In seiner *Critischen Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse*, Zürich 1740, weist er zwar auf Gryphius, Hofmannswaldau und Lohenstein hin, sein Hauptinteresse gilt aber auch hier Opitz, der neben Homer und Virgil eine der großen Autoritäten darstellt.

¹¹ Hans Peter Herrmann, *Naturnachahmung und Einbildungskraft. Zur Entwicklung der deutschen Poetik von 1670 bis 1740*, Bad Homburg, Berlin, Zürich 1970 (= *Ars poetica*, Studien, Bd. 8).

¹² Vgl. in diesem Zusammenhang besonders: Andreas Henrich Buch-

heftige Widerstände zu kämpfen hatte¹³, setzte er sich in weniger als einem Jahrzehnt durch. Man sah sich veranlaßt, Dichtungen aus früheren Jahren nach seinen Vorschriften umzuarbeiten. Selbst so anerkannte Dichter wie Weckherlin und Heermann scheuten sich nicht, dies zu tun, und man weiß, daß Gryphius seine Anleitungen sehr genau beachtete¹⁴. Friedrich Greiff rechnete es zu seinen besonderen Verdiensten, die Gedichte Caspar Barths nach den metrischen Anleitungen des Opitz umgeschrieben zu haben¹⁵.

Opitzens Auftreten wurde « nächst der Begegnung Herders und Goethes » mit einem gewissen Recht als das « folgenreichste Ereignis in der Geschichte der deutschen Literatur »¹⁶ bezeichnet. Der außerordentliche Rang des Dichters, der über mehr als ein Jahrhundert hin immer wieder bestätigt wurde und bisweilen Züge des Legendären trug, konnte aber durch die *Deutsche Poeterey* (1624) allein nicht begründet werden, zumal sie über Gewährsleute wie Horaz, Scaliger, Ronsard und Heinsius kaum hinausging¹⁷. Sicher ging ein guter Teil der Wirkung des Dich-

holtz, *Erstes Verdeutschtes / vnd mit kurtzen Nothen erklärtes Odenbuch Des vertreflichen Römischen Poeten Q. Horatii Flaccus*, Rinteln 1639, Vorrede von Christoph Joachim Buchholtz; Georg Philip Harsdörffer, *Der Teutsche Secretarius*, Nürnberg 1655, Vorrede; Georg Neumark, *Der Neu=Sprossende Teutsche Palmbaum*, Nürnberg 1668, Vorrede; Justus Georg Schottel, *Teutsche Sprachkunst*, Braunschweig 1641, passim; August Buchners Vorrede zu Gotthilf Treuer, *Deutscher Dädalus*, Berlin 1675.

¹³ Marian Szyrocki, *Martin Opitz*, Berlin 1956, S. 34, 67-68, 70-71 (= Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft, Bd. 4); vgl. auch Gottsched, *Critische Dichtkunst*, S. 137.

¹⁴ Marian Szyrocki, *Andreas Gryphius*, Tübingen 1964, führt (S. 50) z. B. die Umarbeitung des bekannten Vanitas-Sonetts (*Es ist alles eitel*) auf das Bestreben zurück, nach Opitzens Anweisung Apokopen zu vermeiden.

¹⁵ Friedrich Greiff, *Geistlicher Gedicht Vortrab. Mebrentteils auß andern Teutschen Poeten genommen / und auff die Opitianische Art gerichtet*, Tübingen 1643, S. 16.

¹⁶ Günther Weydt, *Nachahmung und Schöpfung bei Opitz. Die frühen Sonette und das Werk der Veronica Gambarà*. In: « Euphorien », 50 (1956), S. 1.

¹⁷ Heinz Schnepfen, *Niederländische Universitäten und deutsches Geistesleben von der Gründung der Universität Leiden bis ins späte 18. Jahrhundert*, Münster/W. 1960, S. 33 (= Neue Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung, Bd. 6); Ursula Bach, *Die Sprachbehandlung Martin Opitzens in seiner Theorie und Praxis*, Diss., Halle 1949; J. B. Muth, *Über das Verhältnis von Martin Opitz zu Daniel Heinsius*, Diss., Leipzig 1872; Helbert Rademann, *Versuch eines Gesamtbildes über das Verhältnis von Martin Opitz zur Antike*, Diss., Jena 1926; Victor Beranek, *Martin Opitz in seinem Verhältnis zu Scaliger und Ronsard*. In: « 32. Jahresbericht über die K. K. Staatsoberrealschule des 3. Bez. in Wien », Wien 1883; H. Beckherrn, *Opitz, Ronsard und Heinsius*, Königsberg 1888.

ters darauf zurück, daß er ein klares Rezept für die Anfertigung deutscher Poesie vorlegte und zugleich die Überzeugung vertrat, daß das Deutsche dazu geeignet sei, den poetischen Rang der fremden Vorbilder zu erreichen¹⁸. Sein Einfluß und seine überragende Stellung, die die Zeitgenossen durch den Vergleich mit Fürsten und großen Dichtern der Antike angemessen zu bezeichnen versuchten, können aber mit dem Hinweis auf einzelne 'Reformen' nicht erklärt werden. Es fragt sich, ob die umfassende literarische Bewegung, die mit dem Namen des Opitz verbunden ist, überhaupt verstanden werden kann, wenn man die Betrachtung auf die Regeln und Normen beschränkt, die die Zeit anerkannte. Regeln und Normen sind etwas Sekundäres. Das Primäre ist das Bedürfnis nach adäquater Aussage. Regeln und Normen haben lediglich die Funktion, die poetische Antwort auf dieses Bedürfnis zu ermöglichen und zu gewährleisten. Es hat daher wenig Sinn, von Regeln und Normen zu sprechen und Abhängigkeiten und Prioritäten nachzuweisen, ohne sich zu fragen, welchen aktuellen Bezug sie besitzen.

Das Entscheidende an der sogenannten Reform des Opitz ist offenbar nicht die eine oder andere Vorschrift, sondern die Tatsache, daß es ihm gelang, an die Seite des Regel- und Exempelmanons eine poetische Schreibweise zu stellen, die den Erwartungen und Geschmacksvorstellungen der herrschenden Gesellschaft entsprach. Was er forderte, erfüllte er nach Auffassung der Zeitgenossen auch selbst. Seine « einfälle und erfindungen » galten als « sinnreich », die « sachen », die er « bey sich erdenken » konnte, als « hoh »¹⁹ und die « worte », die er gebrauchte, entsprachen der Forderung nach « elegantz oder zierlichkeit » und nach « dignitet vnd ansehen »²⁰. Darüber hinaus bewies er, daß diese Leistungen, die in anderen Sprachen selbstverständlich waren, auch im Deutschen erbracht werden können²¹. Aus

¹⁸ Karl Otto Conrady, *Lateinische Dichtungstradition und deutsche Lyrik des 17. Jahrhunderts*, Bonn 1962 (= Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur, Bd. 4) weist (S. 195-221) überzeugend nach, daß Opitz kein Neuerer, sondern theoretisch und stilistisch tief in der Tradition der neulateinischen Dichtung verwurzelt ist.

¹⁹ Martin Opitz, *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624), Tübingen 1963, S. 11 (= Neudrucke deutscher Literaturwerke, N. F., 8).

²⁰ Opitz, *Poeterey*, S. 24.

²¹ Opitz war davon überzeugt, daß er die deutsche Literatur auf neue Bahnen führen werde; im *Tröstgedichte* z.B. ruft er « den hl. Geist » an:

Regiere meine Faust / laß meine Jugend rennen
Durch diese wüste Bahn, durch dieses neue Feld /
Darauff noch keiner hat für mir den Fuß gestellt.

(*Geistliche Poemata*, 1638, hg. von Erich Trunz, Tübingen 1966, S. 337).

der Fülle der Zeugnisse seien nur einige Beispiele ausgewählt, die zeigen, daß die Zeitgenossen und Nachfahren mit dem Namen des Opitz in erster Linie die Vorstellung dieser poetischen Qualitäten verbanden. Treuer, der in seinem *Dädalus* auch das Stichwort 'Opitz' bringt²², führt den Dichter mit den Worten « Der Sinnreiche / prachtende / gekrönte / Deutschgesinnte / Weltbekante Opitz »²³ ein. Triller nennt in seinen Anmerkungen zum *Tröstgedichte* die Gründe, weshalb dieses « unvergleichliche Werck » das « vollkommenste poetische Meisterstück des Opitzens » sei; dabei weist er auf die entscheidenden poetischen Qualitäten hin:

Indem darinnen die edelsten und herrlichsten Gedancken, die erbaulichsten Sittenlehren und bewährtesten Trostgründe aus der Schrift und Vernunft, enthalten, darneben die schönsten und lebhaftesten poetischen Blumen und Farben überall anmuthig herfürleuchten, und endlich, der großen wohl angebrachten Gelehrsamkeit jetzo zu geschweigen, alles in so einer reinen, zierlichen und ungezwungenen poetischen Schreibart, mit einem gleichstarken Geist und Feuer von Anfang bis zum Ende, abgefaßt worden; daß man alle diese Vollkommenheiten miteinander in einem zumahl so weitläufigen Gedichte, anderwärts schwerlich beysammen antreffen dürfte²⁴.

Besonders aufschlußreich in diesem Zusammenhang sind die poetischen Lexika der Zeit. Eines der umfangreichsten ist Bergmanns *Aerarium Poeticum* (1662, 1676²), in dem auf 1330 Seiten (2. Auflage) besonders geglückte poetische Formulierungen zu einer großen Zahl von Sachtiteln aus allen Lebensbereichen zusammengetragen wurden²⁵. Die weitaus größte Zahl der Belege stammt aus dem Werk des Opitz. Ininigem Abstand folgen Fleming und andere. Auch für Peschwitz, der in seinem *Hoch-Teutschen Parnaß* « Anmuthige Formeln / Sinnreiche Poetische Beschreibungen / und Kunst=zierliche verblühmte Arten zu reden »²⁶ sammelte, sind die Dichtungen von Opitz und Fleming die wichtigsten Quellen. Harsdörffer, Tscherning u.a. werden zwar beachtet, Opitz aber ist die überragende Autorität. Peschwitz versäumte darüber hinaus nichts, um darzutun, daß er — wie es in einer der Widmungen heißt — ein « recht Frewdiger Opitz= Sohn » sei²⁷. In der Vorrede zu Kufsteins *Diana-Über-*

²² Treuer, der seine poetischen Beispiele aus dem Werk von achtzehn deutschen Dichtern entnimmt, stellt Opitz an erste Stelle, nennt aber Gryphius nicht.

²³ Treuer, *Dädalus*, Bd. 2, S. 273.

²⁴ Opitz, *Gedichte*, hg. von Triller, Bd. 3, S. 304.

²⁵ Vgl. Anm. 2.

²⁶ Peschwitz, *Parnaß*, Titelblatt.

²⁷ Peschwitz, *Parnaß*, S. 15.

setzung entschuldigt Harsdörffer den « Herrn Dolmetscher » mit dem Hinweis, daß die Übersetzung auf eine Zeit zurückgehe, « da man unser Sprache für unfähig aller Zierlichkeit gehalten »²⁸. Er bringt damit sehr deutlich zum Ausdruck, daß es bei der 'Reform' der deutschen Poesie in erster Linie darum ging, sie stilistisch auf die Ebene der ausländischen Vorbilder zu heben. Es zeigt sich — und diese Erkenntnis könnte durch zahlreiche weitere Belege gestützt werden —, daß die literarische Bewegung des 17. Jahrhunderts, die so eng mit dem Namen des Opitz verbunden ist, von bestimmten stilistisch-poetischen Qualitätsforderungen nicht absehen konnte. Nur derjenige, der diese Forderungen erfüllte, war dichterisch auf der Höhe der Zeit. Kein anderer Terminus spielt bei der Charakterisierung dieser poetischen Schreibart eine so große Rolle wie das Wort « Zierlichkeit ». Es findet sich in der *Deutschen Poeterey*²⁹ an entscheidender Stelle und kehrt in den poetischen Lehrbüchern, Vorreden und Zuschriften immer wieder. Die « Zierlichkeit » war aber nicht nur eine poetologische Kategorie; in ihr konnte zugleich — wie noch zu zeigen sein wird — die vielfache Bezogenheit zum Ausdruck kommen, die zwischen den ethischen und ästhetischen Forderungen der Zeit und dem Ideal des Eleganten und Schicklichen bestand.

* * *

Die Wirkungsgeschichte des Opitz ist noch nicht geschrieben³⁰. Sie wird zu berücksichtigen haben, daß über den Regelanon und die Gattungsmodelle hinaus die « zierliche und ungezwungene poetische Schreibart »³¹ des Dichters eine überragende Rolle spielte. Demgegenüber sind die Probleme der Metrik — so wichtig sie im einzelnen sein mögen — von untergeordneter Bedeutung. Zu lange hat sich die Forschung auf die Frage des Akzentgesetzes beschränkt. Wie groß immer der Einfluß deutscher Vorläufer bei der Festlegung der Akzentbestimmungen gewesen sein mag³², es darf heute als gesichert gelten, daß der

²⁸ Jorge de Montemayor, *Diana*, geteutschet Durch... Ludwig von Kueffstein, Nürnberg 1646, S. X X III b; der Vorbericht stammt von Harsdörffer.

²⁹ Opitz, *Poeterey*, S. 24.

³⁰ Es gibt kaum mehr als Ansätze zu einer Erforschung der Wirkung von Opitz; am meisten Material für eine Wirkungsgeschichte des Dichters bringt Daniel Rudolf Crusius, *The Poet in the German Poetry. 1600 - 1700*, Diss., Univ. Wisconsin 1951.

³¹ Opitz, *Gedichte*, hg. von Triller, Bd. 3, S. 304.

³² Die positivistische Forschung in Deutschland bemühte sich lange um die Klärung der Frage, wer vor Opitz den natürlichen Wortakzent im Vers berücksichtigt habe und durch wen Opitz beeinflusst gewesen

entscheidende Anstoß zur Fixierung des natürlichen Wortakzents im Vers direkt oder indirekt³³ auf Heinsius und die Holländer zurückgeht. Auch Ernst Schwabe von der Heyde scheint in dieser Hinsicht nur eine Vermittlerrolle gespielt zu haben³⁴. Die Forderung, den natürlichen Wortakzent im Vers zu berücksichtigen, ist nicht der Ausgangspunkt der 'Reform'. Sie ist vielmehr eine notwendige Folge, die in dem Augenblick eintritt, in dem sich das Dichtungsverständnis selbst und die Funktion der Dichtung innerhalb der Gesellschaft gewandelt hatten. Es wäre durchaus denkbar, daß eine bestimmte metrische Forderung von einem einzelnen Autor, der über theoretisches Argumentationsvermögen und über dichterische Darstellungskraft verfügt, im Rahmen eines bestehenden Dichtungsverständnisses durchgesetzt wird; unvorstellbar ist aber, daß eine tiefgreifende Änderung der Auffassung und Funktion der Dichtung durch sprachliche und poetologische Normen bewirkt werden kann. Veränderungen dieser Art stehen nicht isoliert und für sich, sondern sind

sein mag. Vgl. Max Rubensohn, *Der junge Opitz*. In: «Euphorion», 2 (1895), S. 57-99 und 6 (1899), S. 24-67 u. 221-71; Georg Witkowski, *Martin Opitz: Teutsche Poemata*, Halle a.S. 1902, S. XIV-XV; ders., *Ein unbekannter Vorläufer Martin Opitzens*. In: «Euphorion», 8 (1901), S. 350-52 (Daniel Crombein); Georg Baesecke, *Zur Metrik des 16. und 17. Jahrhunderts*. In: «Euphorion», 13 (1906), S. 435-45; Baesecke vertritt die Ansicht, daß das ganze metrische System von Opitz auf Johann Klaj (Clajus, 1533-92) zurückgehe, der reine jambische Verse geschrieben und in seiner *Grammatica Germanicae Linguae* (1578) Regeln für das alternierende Versmaß gegeben habe. — Auf die jüngste Veröffentlichung zum Verhältnis des Opitz zu den Holländern sei besonders hingewiesen: Janis L. Gellinek, *Further Dutch Sources used by Martin Opitz*. In: «Neophilologus», 53 (1969), S. 157-75. Vgl. den Nachtrag auf S. 314.

³³ Georg Wenderoth, *Die poetischen Theorien der französischen Plejade in Martin Opitz' deutscher Poeterei*. In: «Euphorion», 13 (1906), S. 445-68 versuchte schon nachzuweisen, daß das Akzentgesetz auf Daniel Heinsius bzw. dessen Herausgeber Scriverius zurückgehe, daß aber auch Ronsard und Du Bellay in dieser Richtung gewirkt hätten. Schneppen, *Die Niederländischen Universitäten*, S. 33 zeigt, daß Opitz die «folgenreichste Neuerung», das «'neue' Betonungsgesetz» von den Niederländern übernommen habe. Szyrockis These — Szyrocki, *Opitz*, S. 34 —, daß die Reformbestrebungen mit der revolutionären arianischen Bewegung zusammenhängen und als «Kampf gegen das Diktat der herrschenden Klassen auf dem Gebiet der Literatur» zu verstehen seien, ist unhaltbar. Es wird im folgenden gezeigt, daß seine Reform dem Inhalt und der Form nach Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse ist.

³⁴ Curt von Faber du Faur, *Der 'Aristarchus': Eine Neubewertung*. In: «PMLA», 69 (1954), S. 566-90 prüft sehr gründlich die bestehenden Thesen und Quellen und kommt zum Ergebnis, daß der entscheidende Schritt zum Neuen unter dem Einfluß der Holländer erfolgte. Er befaßt sich auch eingehend mit Ernst Schwabe von der Heyde; es ist unwahrscheinlich, daß die Forschung in dieser Frage entscheidende Fortschritte erzielt, solange nicht neue Quellen zur Verfügung stehen.

Ausdruck grundlegender Wandlungen im geistigen und gesellschaftlichen Gefüge einer Zeit. Man geht mit Sicherheit fehl, wenn man annimmt, daß eine so beispiellose Wirkung, wie sie die 'Reform' des Opitz auslöste, durch ein Bündel von Regeln und Vorschriften — gleichgültig, ob sie originell sind oder nicht — herbeigeführt werden könnte. Wenn es darum geht, eine Erklärung für den erstaunlichen Erfolg des Opitz zu suchen, ist es nötig, über die Poesie und den Regelkanon der Poetiken hinaus Vorgänge zu berücksichtigen, die Schlüsse zulassen auf die Stellung und Funktion des Dichters und der Dichtung innerhalb der Gesellschaft der Zeit. Zur Klärung dieser Fragen wird eine Fülle neuen Materials zu erschließen sein. Mit seiner Hilfe kann es gelingen, ein Reformwerk wie das von Opitz nicht als eine mehr oder weniger isolierte Erscheinung, sondern richtiger als Element eines umfassenderen Gesamtvorganges zu verstehen. Bei solcher Betrachtungsweise wird es nicht nur möglich sein, die geistige und künstlerische Leistung einzelner deutlicher zu erfassen, sondern auch Ursachen, Bedingungen und Voraussetzungen zu erkennen, die außerhalb des eigentlich literarischen Bereiches liegen.

Im Zusammenhang eines solchen Bemühens sei hier auf ein Werk hingewiesen, das die germanistische Forschung bisher nicht berücksichtigt hat, das aber zu erkennen gibt, daß die allgemeine poetisch-literarische Umorientierung um 1600 auf breiter Basis erfolgte und keineswegs auf den engen Kreis einer *res publica literaria* beschränkt war. Es handelt sich um: *Levini Lemnii Occulta naturae miracula. Wunderbarliche Geheimnisse der Natur in des Menschen leibe vnd Seel / auch in vielen andern natürlichen dingen / als Steinen / Ertzt / Gewechs vnd Thieren. Allen frommen Haußwirthen / verstendigen Hausfrauen / fleisigen Naturkündigern / guten Hausärtzten / liebhabern der gesundtheit / vnd gemeinem Vaterland zum besten / nicht allein aus dem Latein in Deutsche Sprach gebracht / Sondern auch zum dritten mal vermehret / vnd eines grossen theils von newes selbs geschrieben / Durch IACOBVM HORSTIVM der freyen Künst vnd Artzney Doctorem. Leipzig 1588*³⁵.

Laevinus Lemnius (1505-68) war einer der berühmtesten Ärzte des 16. Jahrhunderts. « Fuit excellenti medicus ingenio, formaque egregia: ut vel adspectu suo et eloquentia aegros re-

³⁵ Das Manuskript der Übersetzung war zumindest teilweise 1568 fertig (Lemnius/Horst, *Miracula*, 1580, S. 3: « als das erste teil vor zwölf jahren gefertiget »); sie erschien aber 1572 das erste Mal. 1580 folgte eine zweite Auflage. Die dritte, stark vermehrte Auflage (1588) wurde mehrmals nachgedruckt, so 1593, 1601 und 1605.

crearet »³⁶. Er stammte aus Zierickzee (auf der Insel Schouwen) in Holland und studierte an mehreren Akademien Philosophie und Medizin. In Padua erhielt er das Doktor-Diplom. Dann wirkte er als Arzt in seiner Vaterstadt. Nach dem Tod seiner Gattin trat er in den geistlichen Stand ein und wurde Domherr³⁷. Er verfaßte medizinische, astrologische, geologische, botanische, geographische und moralische Schriften. Sehr weite Verbreitung fanden seine *Occulta naturae miracula*. Sie erschienen erstmals 1559, wurden mehrfach überarbeitet (so 1564), erlebten in über hundert Jahren zahlreiche Neuauflagen und wurden in mehrere Sprachen übersetzt³⁸. Es ist ein Werk, das vielerlei Wissen in sich vereinigt und ganz und gar praktisch orientiert ist. Im Mittelpunkt steht Medizinisches: Fragen der Schwangerschaft und der Geburt, Ratschläge für den Kranken, Hinweise auf die Wirkung von Kräutern und allgemeinere Erörterungen medizinischer Probleme. Der Verfasser greift aber auch religiöse Fragen auf, so das Problem der Unsterblichkeit der Seele und der Wirksamkeit des Gebetes, doch stehen diese Themen am Rande. Es handelt sich also um ein Hausbuch, das wissenschaftliche Erkenntnis und Nutzenwendung miteinander verbindet. Von der großen Zahl der Bücher dieser Art unterscheidet es sich dadurch, daß es wissenschaftlichen Anspruch und intellektuelles Niveau mit einer aufklärerisch-empirischen Tendenz zu verbinden weiß, die freilich noch nicht in Konflikt gerät mit den religiösen Grundwahrheiten der Zeit. An die Spitze seiner Ausführungen stellt Lemnius den Satz:

Alle künste / die da zu deß menschlichen geschlechts nutz
gereichen / pflegen durch diese beyde stück bestettiget vnd
bekrefftiget zu werden / als nemlich durch die vernunft /
vnd erfahrung.

³⁶ Melchior Adamus, *Dignorum Laude virorum...*, 2 Bde., Frankfurt, 3. Aufl. 1705, Bd. 2, S. 44.

³⁷ Adamus, *Laude*, S. 44; ders., *Vitae Germanorum Medicorum*, Heidelberg 1620, S. 99-100; Albertus Miraëus, *Elogia Illustrium Belgii scriptorum*, Antwerpen 1602, S. 113-14; Paul Freher, *Theatrum virorum eruditione clarorum*, Nürnberg 1688, Tl. 3, S. 1245; Christ. Gottl. Jöcher, *Allgemeines Gelehrten Lexikon*, Leipzig 1750, Bd. 2, Sp. 2359; Johann Heinrich Zedler, *Grosses vollständiges universales Lexicon Aller Wissenschaften und Kuenste*, Halle und Leipzig 1732-50, Bd. 17, Sp. 67; Pierre Bayle, *Dictionnaire Historique et Critique*, Amsterdam, 5. Aufl. 1740, Bd. 3, S. 72; weitere Literatur bei Christophorus Saxus, *Onomasticon Literarium sive Nomenclator historico-criticus*, Tl. 3, 1780, S. 304-05.

³⁸ Ausgaben aus den Jahren 1559, 1561, 1564, 1567, 1571, 1573, 1574, 1581, 1584, 1588, 1591, 1593, 1598, 1604, 1611, 1628, 1650, 1666 konnten festgestellt werden. Französische Übersetzungen erschienen 1567 und 1574, italienische 1560, 1563, 1567, eine englische 1658, deutsche 1572, 1579-80, 1588, 1593, 1601, 1605.

Er räumt zwar ein, daß « viel ding... vnerforschlich / vnd in der natur sehr verborgen » sei, ist aber überzeugt, daß ihnen « die vernunft... doch nachdenken / vnd etwas von jhnen vnd derselben wirkung vrsach / ob nicht so gar deutlich / doch der warheit ehlich / an tag geben » könne. Seine Aufgabe sieht Lemnius darin, die « geheimnisse vnd seltzamen wunderwerck » der Natur dem Menschen zu erklären³⁹.

Dieses Erfolgsbuch des Laevinus Lemnius übersetzte Jakob Horst ins Deutsche. Horst (1537 in Torgau geboren und 1599 in Helmstedt gestorben)⁴⁰ war in verschiedenen Städten Europas als Arzt tätig, so in Schlesien, in Mähren und als Erzherzoglicher Leib-Medicus in Österreich. Von 1584 an bis zu seinem Tod wirkte er als Professor, Dekan und Rektor an der Universität Helmstedt. Horst verfaßte eine Reihe medizinischer, allgemein naturwissenschaftlicher und religiöser Schriften⁴¹. « Bey Austheilung der Medicamente », so wird berichtet, pflegte er « fleißig zu beten ». Durch seine *Precationes medicorum pias* (1585) versuchte er, auch andere Ärzte « hierzu aufzumuntern ». Er scheint auch nicht frei von Aberglauben gewesen zu sein⁴². Bei der Übersetzung der *Occulta naturae miracula* (1572)⁴³ hielt sich Horst eng an die lateinische Vorlage des Holländers; er ergänzte sie aber um Ratschläge, die offensichtlich auf seine eigenen Erfahrungen als Arzt zurückgingen. Die zweite Auflage (1579-80) brachte dann umfangreiche Erweiterungen. In längeren Vorreden, in denen er u.a. seine Übersetzertätigkeit rechtfertigt (Nutzen für den Menschen), wendet er sich heftig gegen den Mißbrauch der deutschen Fassung der *Occulta naturae miracula* durch « etliche rohe leute vnd grobe gesellen / die vnschambare verborgenste ding öffentlich vnd vnuerschambt / vor erbarn

³⁹ Die lateinischen Zitate werden nachgewiesen nach der deutschen Übersetzung: Levinus Lemnius, *Occulta naturae miracula. Wunderbarliche Geheimnisse der Natur in des Menschen leib und seel.*, o.O., 2. Aufl. 1580, S. Biiij ff. (Vorrede).

⁴⁰ Jöcher, Bd. 2, Sp. 1717 gibt 1600 als Todesjahr an, was aber wohl unrichtig ist.

⁴¹ Zedler, Bd. 13, Sp. 951-52; Bayle, *Dictionnaire*, Bd. 2, S. 790-91; Johann Anton van der Linden, *De scriptis medicis libri duo*, Amsterdam, 2. Aufl. 1651, Bd. 1, S. 295.

⁴² Jöcher, Bd. 2, Sp. 1717; vgl. Zedler, Bd. 13, S. 951-52; Bayle, *Dictionnaire*, Bd. 2, S. 790: « Il faut dire pour l'honneur des Médecins, que plusieurs d'entre eux le remercièrent d'avoir publié ces Oraisons, & qu'ils avouèrent que leur Art avoit un besoin tout particulier de l'assistance divine ».

⁴³ Vgl. die Anm. 35; Horsts Übersetzung und Erweiterung der *Miracula* war offensichtlich sehr geschätzt, vgl. Jacob Horst, *Epistolae philosophicae et medicinales*, o.O. 1596, bes. S. 145.

Jungfrawen vnd Frawen aussreden vnd lesen»; « wegen mißbrauches » solle man « die nützlichen bücher aber nicht werffen ». Allerdings: « was gar zu sehr vnschambar », solle « im Latein bleiben »⁴⁴.

Im übrigen scheint es Horst in seinen umfangreichen Vorreden vor allem darum gegangen zu sein, etwas von der empirisch-aufklärerischen Tendenz im Text des Lemnius zurückzunehmen. Mit Nachdruck weist er darauf hin, daß der Leib und alle Glieder des Körpers « Ein heilige lehr / vnd deß der vns geschaffen / rechten Lobgesang / etc. » sei. Neben dem Verstand, der die Natur zu ergründen versuche, stehe jener von den unsichtbaren Dingen, von Gott und den Engeln. Nicht nur Erfahrung dürfe den Arzt leiten, denn gegen die bösen Affekte gebe es nur eine « artzney »: « des HErrn Christi erworbenes heyl / vnd beystand des heiligen Geistes ». Die Natur und im besonderen der menschliche Körper, von dem in den einzelnen Büchern des Werks sehr ausführlich die Rede ist, erscheinen nicht mehr als ein Teil der Welt, den Vernunft und Erfahrung zu erkunden und dem « gemeinen nutz in vielen dingen » zu erschließen vermögen, sondern auch — da sie « Gottes allmechtigkeit / weißheit / gerechtigkeit / gütigkeit / vns leren / rühmen / vnd sichtbarlich für augen stellen » — « fürnemlich zu ergetzligkeit derer / die da in jhrer grossen vnrue bißweilen zu betrachtung der Natur vnd dieser bücher zuflucht » nehmen. Das religiös-erbauliche Element, das auf diese Weise dem Buch mitgegeben wird, verleiht dem empirisch-praktisch ausgerichteten Grundbestand des Werks eine neue Dimension. Das Lehr- und Hausbuch tritt offensichtlich bewußt in den Dienst der religiösen Erneuerungsbewegung, die gegen Ende des Jahrhunderts einsetzt. Für die Vertreter dieser Bewegung gibt es keinen praktischen Nutzen, der nicht auch im göttlichen Heilsplan vorgesehen ist und dem Menschen neben physischer Erleichterung seelische « ergetzligkeit in betrachtung der wunderbaren Natur » bringt⁴⁵. Aufschlußreich ist in dieser Hinsicht der Hinweis auf den erwarteten Leserkreis. Während Lemnius « vornemlich die gelerten leute allein zu besser betrachtung (will) gereitzet vnd verursacht haben », rechnet Horst mit « frommen Hausswirten / verstendigen Haussfrawen / fleissigen Naturkündigern / liebhabern der gesundheit... frommen erbarn Jungfrawen... (und) frommen erbarn leuten ». Den Nutzen der *Geheimnisse der Natur* sieht Horst entsprechend seiner religiös-

⁴⁴ Lemnius/Horst, *Miracula*, 1580, S. 3, 26.

⁴⁵ Lemnius/Horst, *Miracula*, 1580, S. Aijb, 10, B, Aijja, B iij.

erbaulichen Absicht darin, daß sie den Menschen lehren, « Gott den allmechtigen Schöpffer erkennen / das er alles durch vnausprechliche weyssheit / durch milde gütigkeit / durch grosse barmhertzigkeit / wol vnd zierlich geschaffen / vnd noch heute durch wunderliche wirckung / dem gantzen menschlichen geschlechte zu gut / erhelt ». Erst in zweiter Linie dienen sie « zur gesundheit vnsers leibes ». Nur am Rande erwähnt er, daß die « natürliche Geheimnis » der Natur auch dazu beitragen, « viel schriften der weltweysen Heyden / Philosophorum vnd Poëtarum / (zu) verstehen », da sie « oft [...] jhre besondere deutung von den natürlichen lehren » nehmen. Über das « gleichnis vom bösen gewissen » (« Dessgleichen die Poeten alle die so vbelthat begangen / abmalen / als wenn sie vom bösen Geist mit brennenden Fackeln gemartert oder stets geplaget ») führt er das Argument weiter zur Redekunst in göttlichen und weltlichen Dingen, die David (Psalmen) und Cicero in vollendeter Weise erfüllt hätten⁴⁶.

Während Horst in der Ausgabe von 1580 die religiös-erbaulichen und poetologischen Aspekte nur in der Vorrede und kurz erwähnt, widmet er in der dritten Auflage (1588) diesen Fragen das ganze erste Buch. In mehreren Kapiteln spricht er über die « Scribenten », über « das Ampt des Poeten », über den « rechten gebrauch vnd nutz » der Historien, über die « Comoedia » und über die Rednerkunst. Eine Poetik in nuce in deutscher Sprache ist hier eingefügt, Jahre bevor Opitz sein *Buch von der Deutschen Poeterey* schrieb. Von den « heidnischen Scribenten » meint er:

Jedoch verachte ich sie nicht. Denn die Poeten / Redener / Comedienschreiber / Tragedienschreiber vnd Historici / der fleissigen jugendt sehr nütze sein / vnd gleich ein leichten zugang machen / zu lernen zierliche sprachen / freye künste / vnd die höchste faculteten.

Diese wiederum führten « die zarte jugendt / [...] / zu aller freundtlichkeit / aller leutseligkeit / vnd alle züchtige sitten »⁴⁷. Der Abschnitt *Von dem Ampt der Poeten / vnd was es für nutz jungen studenten vnd alten gelehrten bringe* sei im folgenden ungekürzt wiedergegeben:

⁴⁶ Lemnius/Horst, *Miracula*, 1580, S. Bvf (Vorwort des Lemnius) und S. 5, 6, 18, 19-20.

⁴⁷ Lemnius/Horst, *Miracula*, 1588, S. 14; « leutseligkeit » ist in der Morallehre des 17. Jahrhunderts eine der möglichen Übersetzungen für das lat. 'humanitas'. Vgl. Justus Georg Schottel, *Ethica. Die Sittenkunst oder Wollebenskunst*, Wolfenbüttel 1669, S. 501-7; Erhard Weigel, *Wienerischer Tugend=Spiegel*, Nürnberg 1687, S. 6, 30 u. 89-92.

Der Poet dem Oratori am nechsten / ist ein artiger vn-
 weiser beyde der sprachen vnd der sitten; daher er auch
 genandt wird ein Preceptor der freyen künste / vnd gutes
 leben anzustellen. Wie denn Horatius in schönen versen diss
 erweist:

Eins zarten /ja auch vnverstendigen kindt /
 Mund vnd wort der Poet gantz seuberlich gwind /
 Sein ohr von vnzüchtigen redt zuhören wendt /
 Machts das er davor gute lehr lieblich erkendt /
 Zanck neid vnd zorn stillt / wolthat hefftig lobt vnd
 [preist /
 Mit exempel macht klug / arm tröstet allermeist.

Wenn er nützliche vnd heilsame gebot in die zarte jugendt
 bringen will / thut er diss nicht scharpff / noch wiederwertig
 / noch vngebetig / damit sie nicht von gutem anfang
 abgeschreckt werden / sondern gehet mit der jugendt freund-
 lich / stille vnd lieblich vmb / vnd mit solcher bescheidenheit
 vnd geschicklichkeit / gleich wie die Stallmeister vnd abrichter
 der pferden mit den schönsten rossen / jhnen zusprechen
 vnd schmatzen des mundes / hurtig vnd auff den füßen tant-
 zendt zumachen / ja sie gewehnen stoltz herein zutreten.
 Vnd dieses studieren lust erwecket nicht allein bey jungen
 gesellen / sondern auch bey alten ein wackeres frisches
 gemüt / sonderlich wann diese von der müheseligkeit sich
 erquicken / vnd die schweren last der regierung etwas ruhen
 lassen wollen. — Vnd der Theophrastus / Cicero vnd Quinti-
 lianus geben zeugnus / dass das geschlecht der Poeten der
 eltesten eines sey / vnd bey den alten sehr gelobet werde.
 Denn man weiss / das sie die wilden vngezogene vnd bewir-
 rische menschen / welche wie das wilde viehe gelebet vnd
 geschriehen / in die stedte / in eine höffliche gemeinschaft
 des lebens gebracht / wie gar schön der Horatius Carmine
 dis beschrieben hat.

Der Poet Orpheus heilig vnd Gottes mund /
 Die wilden leut von rohlosen leben kund
 Abwenden / daher jederman ihn vermeinet /
 Das er wild Tigerthier vnd böse Lewen zeimet /
 Auch die stein mit seiner Lauten tantzen macht /
 Vnd durch bitt dieselbe wohin er gewolt gbracht.
 Diss war die erste weissheit gmein vnd eign eben /
 Zu vnterscheiden heilig vnd heidnisch leben /
 Ehestand machn / stedt bawn / gsetz zuschreiben:
 Die ehr / der nam mus wol Poeten bleibn⁴⁸.

⁴⁸ Lemnius/Horst, *Miracula*, 1588, S. 14-15; schon Lemnius zitierte zur Unterstützung seiner Argumente häufig antike Autoren, vor allem Horaz. Während es eine Reihe von Untersuchungen über das Nachleben des Horaz in der Dichtung gibt, wurde bisher kaum beachtet, daß er (neben anderen Autoren der Antike) auch im Gebrauchsschrifttum eine überagende Autorität darstellt. Seit der Renaissance war die Horaz-Kenntnis in ganz Europa verbreitet. Vgl. Eduard Stemplinger, *Das Fortleben der Horazischen Lyrik seit der Renaissance*, Leipzig 1906.

Sicher, im Rahmen der europäischen Tradition bringen diese Ausführungen nichts Neues. Alle Argumente und Forderungen sind in den lateinischen Rhetoriken und Poetiken schon vorhanden. Und dennoch ist es höchst aufschlußreich, daß sie zu diesem Zeitpunkt in Deutschland und in deutscher Sprache vorgebracht werden. Daß der Poet « dem Oratori am nechsten » ein « artiger vnterweiser [. . .] der sprachen und der sitten » sei, ist eine geläufige Ansicht. Keineswegs selbstverständlich ist aber, daß d e u t s c h e Poesie die Fähigkeit besitzt — ganz unabhängig vom Inhalt —, durch die Zierlichkeit der Sprache, die Anmut der Form und die Gefälligkeit der Darbietung ethische Wirkung auszulösen. An anderer Stelle weist Horst darauf hin, daß die « zierlichen reden » deshalb auf den Menschen Einfluß ausüben, weil durch sie « die gemüt der zuhörer bewegt / entzündet » werden. « Mit der herrligkeit der wörter » könne sogar der aufrührerische « gemeine mann [. . .] zu ruhe » beredet werden⁴⁹. Von der versittlichenden Kraft der wohlgefügtten Rede sprachen schon Cicero und Quintilian; nun wird sie auch, mehr als 30 Jahre vor der *Deutschen Poeterey*, dem Deutschen zugeschrieben⁵⁰.

Am Beginn des zweiten Buches, ehe er von den eigentlichen Themen des Werkes handelt, fordert Horst heftiger als in der Vorrede der zweiten Auflage des Werkes, daß man Deutsch schreiben müsse, auch auf dem Gebiet der Physik und der Medizin, wo es kaum ein deutsches Buch gebe⁵¹. Nicht umsonst hatte er in das erste Buch mehrere Abschnitte über Rede und Poesie eingefügt und dabei keinen Zweifel daran gelassen, daß er damit deutschsprachige Poesie meine, die die Forderung nach « Zierlichkeit » erfüllt. An dieser Stelle ist zwar nicht von Poesie die Rede, aber es steht außer Frage, daß seine Forderung, Deutsch zu schreiben, auch für die höhere Poesie gilt. Damit zeichnen sich die Leitlinien ab, die später die Theorie und die Praxis des Opitz bestimmen: Verwendung der deutschen Sprache in deutscher Poesie, Hochschätzung des Poeten und seiner moralischen und die Sitten verfeinernden Aufgabe, Bindung der ethischen Funktion der Poesie nicht nur an ihre Aussage, sondern auch an die « Zierlichkeit » und Wohlgefälligkeit der Sprache und der Form.

⁴⁹ Lemnius/Horst, *Miracula*, 1588, S. 17.

⁵⁰ Der sprachlich-literarische Neuanfang um 1600 geht ohne Rückgriff auf die Errungenschaften des Deutschen im Hochmittelalter vor sich. Die besondere gesellschaftlich-kulturelle Situation und die europäische Orientierung dieser Gesellschaft sind dabei wichtiger als das Bewußtsein eines wie immer verstandenen nationalen Kontinuums geschichtlicher Vorgänge.

⁵¹ Lemnius/Horst, *Miracula*, 1588, S. 103-8.

Es bleibt die Frage, warum Horst in ein ausschließlich medizinisch-praktisch orientiertes Buch nicht nur eine Reihe von Kapiteln über Tugenden und Laster (Nutzen und Schaden des Studiums; Sorge für das Seelenheil; Dankbarkeit für die Speise Gottes; Beachtung des guten Namen und Rufs; Nicht-Verlassen von Stand und Beruf), sondern auch Abschnitte über Sprache, Rede und Poesie einfügt. Weder seine Absicht, den Bürger über vielerlei Fragen aufzuklären, noch das Bedürfnis zur Erbauung anzuregen, können diesen Sachverhalt erklären. Und doch hängt er damit zusammen. Für den engagierten Protestanten Horst beschränken sich anders als für Lemnius das medizinische Wissen und die praktischen Ratschläge nicht auf die körperliche Gesundheit des Menschen; das Seelenheil als Folge eines gottgefälligen Lebens ist ihm zumindest eben so wichtig. Die Arzneikunst hat sich des Körpers und der Seele anzunehmen. So ist es verständlich, daß der Arzt Poesie und Gebet in den Dienst der Gesundung des Menschen stellt und der Dichter sein Werk als Arznei versteht⁵². Die Folgerungen, die Horst aus dieser Erkenntnis im Hinblick auf seine *Occulta naturae miracula* zieht, führen ihn in die unmittelbare Nachbarschaft des religiösen Gebrauchsschrifttums, das sich in dieser Zeit immer weiter zu verbreiten beginnt und im 17. Jahrhundert eine außerordentliche Blüte erlebt. In zweifacher Hinsicht besteht dabei eine Beziehung zur Poesie. Einerseits bedient sich die Poesie einer Fülle von Gleichnissen, Metaphern und Allegorien aus dem Bereich der geheimnisvollen Natur; sie macht sich dabei die zwingende argumentative Kraft zunutze, die sich von Naturvorgängen ableiten läßt⁵³. Andererseits ist die Poesie, da sie die Ergötzlichkeit mit dem Nutzen zu verbinden weiß, eines der wirkungsvollsten Mittel der Morallehre; in dieser Hinsicht steht sie zugleich im Dienst der Religion und einer sich an religiösen Wahrheiten orientierenden Gesundheitslehre. Da es dieser Poesie darauf ankommt, in ethischem Sinne zu wirken, hat sie nicht nur die Lehr-

⁵² Der Vergleich Dichter-Arzt, Dichtung-Arznei ist Teil der Tradition und im 17. Jahrhundert sehr verbreitet. Buchners Argumentation kann für viele stehen: August Buchner, *Anleitung zur deutschen Poeterey*. Poet., hg. von Marian Szyrocki, Tübingen 1966, Anhang S. 5-6: «Als haben sie diesen artigen Griff erfunden / den Leuten mit einer verdeckten / doch anmuthigen / weise beyzubringen / wofür Sie sonst einen Abscheu trugen. Denen Medicis gleich / welche die Artzeneyen / so etwann den Patienten zuwieder seyn möchten / überzuckern / oder von aussen süsse zu machen pflegen / damit Er solche desto lieber annehmen / und zu seinem besten gebrauchen möge». — Vgl. Karl Borinski, *Die Antike in Poetik und Kunsttheorie*, 2 Bde. Leipzig 1914, Bd. 1, S. 111 (= Das Erbe der Alten, 9); Herrmann, *Naturnachahmung*, S. 39.

⁵³ Lemnius/ Horst, *Miracula*, 1580, S. 19-21.

inhalte zu berücksichtigen, sondern auch die Formen der Konvention und die Geschmacksvorstellungen der Menschen, die sie ansprechen will. Horst erkennt, daß zwischen den Umgangsformen der Gesellschaft und ihrem Sprachverhalten ein enger Zusammenhang besteht. Seine Anleitungen zur « vnterweisung des Menschen » berücksichtigen diese Tatsache:

Es ist viel daran gelegen / waserley weiss einer vnterweiset werde. Darumb so bald die kinder in jhrer ersten kindheit die lehre fassen können / vnd geschickt zum lernen erfunden / sollen sie bey zeit in guten vnd freyen künsten vnterrichtet werden. Denn durch dieselben des Menschen natur viel sitsamer / frömmer vnd erbarer wirdt. Es ist aber der beste anfang der vnterweisung / wenn man anfehlet die sitten recht zu vnterrichten. Derwegen wer da zum studieren gehalten werden soll / der gewehne am allerersten sich zu guten sitten. Darnach lerne er wol reden von jedem dinge / vnd alles recht aussprechen / welches letzte nimmermehr recht gelehret wird / ohne gute sitten [...] Denn ob wol an der sachen selbst vnd meinung mehr gelegen ist / denn an den wörtern / jedoch so will sichs gebüren / das jedere sach vnd meinung mit klaren vnd geschickten wörtern vorbracht vnd außgeredet werde. Ja die regeln des lebens / die das gemüt erbawen / vnnd vnsern sinn vnd gedancken zu Gottes furcht anweisen / ob sie wol erbar vnd heilsam gnug sein / jedoch haben sie vielmehr ansehens vnd macht in der vnterrichtung / wenn die schöne lehr eine zierliche rede außstreichet⁵⁴.

Es wäre nicht schwierig nachzuweisen, daß die einzelnen Aspekte und Argumente seit Cicero zum traditionellen Bestand der rhetorischen Theorie gehören. Wichtiger für die besondere Situation in Deutschland ist es aber, daß hier die Möglichkeit der Erfüllung sittlicher Forderungen in Zusammenhang gebracht wird mit der formalen Gestalt der Rede ganz allgemein und der Poesie im besonderen⁵⁵. Der sprachliche Aufwand muß mit den « guten sitten » und der « schönen lehr » Schritt halten, wenn der moralische Zweck erreicht werden soll. Horst bindet mit seiner Erkenntnis die Art und Weise der sprachlichen Äußerung an die Sitten und das Selbstverständnis der Gesellschaft. Seine Forderungen konnten zur Überwindung der grobschlächtigen Poesie des 16. Jahrhunderts beitragen und eine Poesie fördern, die allein deshalb « zierlich » zu sein hatte, weil sie der verfei-

⁵⁴ Lemnius/Horst, *Miracula*, 1588, S. 8.

⁵⁵ Eine weitere Ausdeutung dieser Beobachtung hätte das Wirken Luthers zu berücksichtigen, der — freilich vor allem im Zusammenhang mit der Predigt — auf die Notwendigkeit hinwies, das decorum zu beachten. Luther war mit den Forderungen der Rhetorik nicht nur vertraut, sondern beachtete sie in seinen Schriften sehr genau.

nerten Gesellschaft und deren Vorstellung von sittsam, fromm, ehrbar und schön zu dienen hatte.

Es liegt nahe, die Erklärung dafür, warum Horst rhetorische und poetologische Abschnitte in sein Hausbuch einfügte, im Bereich gesellschaftlicher Veränderungen zu suchen. Eine Gesellschaftsordnung, die ein ideelles Leitbild entwickelt, wird äußere Formen des zwischenmenschlichen Verhaltens ausbilden, die dieses Leitbild vergegenwärtigen, bestätigen und propagieren. Da die Sprache im zwischenmenschlichen Umgang eine ganz besondere Rolle spielt, wird sie selbst in den Dienst gesellschaftlichen Selbstverständnisses und gesellschaftlicher Selbstbestätigung genommen. Wenn es gelingt, diese Zusammenhänge auch im Hinblick auf Einzelwerke aufzudecken, wird klar, wie wenig sinnvoll es ist, formale Errungenschaften wie die Einführung des natürlichen Wortakzentes im Vers isoliert und für sich zu betrachten und ausschließlich aufgrund innerliterarischer Abhängigkeit deuten zu wollen. Im weiteren Zusammenhang erscheinen formale Einzelaspekte als das, was sie wirklich sind: Symptome und Indizien für tiefgreifende Veränderungen, die wohl an den Leistungen einzelner sichtbar werden, die aber nicht ausschließlich als Errungenschaften einzelner ausgegeben werden können. Das Beispiel Horsts zeigt, wie an einem bestimmten Punkt einer allgemeinen Entwicklung — gelegentlich an unerwarteter Stelle — Neuorientierungen auftreten, die man mit dem Hinweis auf Einflußnahme allein nicht erklären kann. Als äußeres Zeichen eines sonst kaum faßbaren Vorganges sind sie aber von höchstem Interesse. Ihre Bedeutung wird dadurch nicht geschmälert, daß ein einzelner, der bestimmte Qualifikationen dafür besitzt, dann das Neue, das an verschiedenen Stellen zutagegetreten war, zusammenfaßt und — gegebenenfalls programmatisch — artikuliert. Opitz scheint eine solche Gestalt gewesen zu sein: Nicht Initiator, aber Organisator, Propagandist und — in der Praxis — begabter und konsequenter Verwirklicher eines Programms, das im Zeitraum von Jahrzehnten in engem Anschluß an gesellschaftliche Vorgänge allmählich herausgebildet worden war. Mit diesem Hinweis soll die persönliche Leistung des einzelnen nicht gezeugnet und die geschichtliche Entwicklung auf die Ebene eines absoluten Geistes verlagert werden. Es kommt vielmehr darauf an zu erkennen, daß die Richtung, in der ein so vielseitig begabter Dichter und Organisator wie Opitz tätig wird, ohne Berücksichtigung der gesellschaftlichen Voraussetzungen: der Ideale und der Zwänge, der Geschmacksvorstellungen und der Konventionen, der Werthierarchien und der Vorurteile, der Erfolgchancen und der Gefährdungen nicht verstanden werden kann. Im Rahmen eines umfassenderen gesellschaftlichen Vor-

gangs steht Horst in der unmittelbaren Nachbarschaft des Opitz. Die Vermutung liegt nahe, daß Horst nicht der einzige Exponent einer literarischen Bewegung in Deutschland ist, die sich im Werk des Opitz am klarsten, am verständlichsten und am wirkungsvollsten aussprach⁵⁶. Die Literaturwissenschaft hat bisher weder Fragestellungen noch Methoden ausgebildet, die es ermöglichen, das vielschichtige Problem der Beziehungen zwischen Literatur und Gesellschaft zu erhellen. Vor allem aber fehlt es weithin an historischem Tatsachenmaterial, das Einblick in die oft schwer faßbaren Zusammenhänge von Literatur und Gesellschaft zu vermitteln vermag. Aus diesen Gründen ist es nicht möglich, hier mehr als Thesen vorzulegen, die sich als Beitrag zu dem Versuch verstehen, das anscheinend unvermittelte Auftreten des Opitz und die außerordentliche Wirkung seiner Schriften und Dichtungen zu erklären.

* * *

Ein solcher Deutungsversuch ist ohne die Berücksichtigung des Gesamtablaufs der Entwicklung nicht möglich. Auf die Gefahr hin, auch Bekanntes mitzuteilen, sei er im folgenden kurz skizziert. Dabei ist es um der gebotenen Kürze willen nötig, auf Differenzierungen zu verzichten und manche Aspekte außer acht zu lassen⁵⁷.

Im Spätmittelalter gelangte das deutsche Bürgertum vorübergehend zu außerordentlicher Bedeutung. Nicht nur die Hansestädte, auch viele größere und kleinere Binnenstädte blühten auf. Es bildete sich eine Stadtkultur aus. Städte wurden das eigentlich Sehenswürdige. Handel, Bergbau und die bedenkenlose Ausnutzung der Vorteile des frühkapitalistischen Systems, das durch fürstliche Privilegien abgesichert war, ermöglichten einen bis dahin ungekannten Aufschwung. Wettbewerbsdenken, Leistungsmoral, Berufsethos und Ehrenkodex förderten diese Entwicklung des Bürgertums. Die Distanz zum Mittelalter wurde zusehends größer, der Unterschied grundsätzlicher. Er äußerte sich u.a. darin, daß der Bürger zum Adel in Wettstreit zu treten begann. Was ihm aufgrund seiner niederen Geburt fehlte, ver-

⁵⁶ Vgl. zu dieser Frage vor allem: E. Höpfner, *Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts*, « Jahresbericht des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums in Berlin », VI, Berlin 1866, S. 3-45.

⁵⁷ Die hier folgenden Überlegungen stützen sich über einschlägige historische Werke hinaus auf umfangreiches Quellenmaterial, das im Zusammenhang einer größeren Studie, die u.a. auch den Problemkreis Dichtung-Tugendforderung-Gesellschaft behandelt, mitgeteilt werden soll.

suchte er durch Geld, Bildung und das Pochen auf ethische Werte auszugleichen. An die Seite der praktischen Weltbewältigung stellte er umfangreiches Studium und die Ausbildung einer spezifischen Tugendlehre. Ohne Zweifel waren der wirtschaftliche Erfolg, der steigende Wohlstand und das starke Selbstbewußtsein der Bürger von einer gewissen Verfeinerung der Sitten begleitet. Im ganzen scheint sie sich aber — etwa im Gegensatz zu Italien — auf wenige Städte und da auf eine kleine Oberschicht beschränkt zu haben⁵⁸.

Für den wirtschaftlichen und kulturellen Niedergang des Bürgertums in der zweiten Hälfte des 16. und besonders im 17. Jahrhundert gab es eine Reihe äußerer Gründe. Fast in ganz Europa herrschte damals eine Inflation, die vor allem auf die vermehrte Gewinnung von Gold und Silber zurückging. Sie traf das städtische Bürgertum besonders hart. In Deutschland traten weitere Belastungen hinzu. Die Leinenmanufaktur erhielt durch die Erfindung von Maschinen in England eine unüberwindliche Konkurrenz; und man verstand es offenbar nicht, sich rechtzeitig anzupassen. Die Handelswege verlagerten sich vom Mittelmeer zum Atlantik. Holland riß sich von der Hanse los, schirmte durch seine günstigere Lage Hamburg und Bremen vom Handel ab und setzte sich auch bei der Gründung überseeischer Handelsgesellschaften (1602 Ostindien) gegen seine Konkurrenten durch. Bei all diesen und anderen wirtschaftlichen Vorgängen wirkte sich schon damals die politische Zersplitterung des Landes und die Aufteilung Deutschlands in viele Kleinstaaten nachteilig aus.

In dem Maße, in dem der Verfall der städtisch-bürgerlichen Macht und Ordnung zunahm, gewann der landesfürstliche Adel an Bedeutung und Gewicht. Schon im 16. Jahrhundert gingen Ordnungsfunktionen, die die Städte nicht mehr erfüllen konnten, auf die fürstlichen Zentralregierungen über. Mit den Aufgaben wuchsen die Verwaltungsorgane, die stehenden Heere und, als notwendige Folge, die Vorrechte, Steuern einzutreiben. Diese Entwicklung wurde durch die Reformation, die sich auf die Landeskirchen stützte (« Cuius regio eius religio », 1555), in hohem Maße gefördert. Der dreißigjährige Krieg, der einerseits eine Verarmung des Bürgertums brachte und andererseits die ohnehin schon geschwächte kaiserliche Macht weiter verminderte, verschaffte den Landesfürsten fast unumschränkte Herrschaft.

⁵⁸ Berthold Haendke, *Deutsche Kultur im Zeitalter des 30 jährigen Krieges*, Leipzig 1906, S. 283: « Der gewöhnliche Bürger » bewegte sich « im großen und ganzen noch immer in sehr derben, ja groben Umgangsformen ».

Diese doppelte Stärkung des Adels war die Voraussetzung dafür, daß der landesfürstliche Absolutismus im 17. Jahrhundert eine unvergleichbare Glanzzeit erlebte. Jean Bodin gab in seinem Werk *De re publica* (1576) im Anschluß an Machiavellis *Il principe* (1532) die geistig-politische Rechtfertigung des Absolutismus, d.h. der landesherrlichen Allmacht. Die 'summa potestas indivisibilis, ab omne conditione libera'⁵⁹, die Bodin für den Herrscher forderte, sollte den Staat vor unberechtigten Übergriffen der Kirche schützen; sie bewährte sich aber allen Instanzen gegenüber, die Machtansprüche stellten.

Entscheidend und von größter Tragweite für das geistige und literarische Leben ist die Tatsache, daß das absolutistische System nicht nur eine bestimmte Herrschaftsform, sondern auch spezifische Wertvorstellungen ausbildete, die alle gesellschaftlichen Bereiche durchdrangen. Der Adel besaß absoluten Rang. Das heißt aber nicht, daß er alle Ämter und Stellen im Staat innegehabt hätte: die Geistlichen, die Schulmeister und Hauslehrer, die Beamten am Hofe, die Gelehrten und die Dichter kamen fast ausnahmslos aus dem Bürgertum. Sie konnten aufgrund besonderer Leistungen in den Adelsstand (*noblesse de robe*) versetzt werden; zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern wurde von dieser Möglichkeit aber in sehr unterschiedlichem Maße Gebrauch gemacht. Das städtische Bürgertum, in dem zum Teil noch Wohlstand herrschte und Bildungstraditionen nachwirkten, hatte dabei ungleich bessere Aufstiegsmöglichkeiten als die Bevölkerung auf dem Lande, wo sich der niedere Adel und die einfacheren Bürger in ihrer grobianischen Art meist kaum unterschieden. Erich Auerbach hat das Zusammenspiel städtisch-bürgerlicher und adliger Schichten im einzelnen analysiert⁶⁰. Es besteht kein Zweifel, daß 'la ville' nirgends eine so bestimmende Rolle spielte wie in Frankreich, dennoch zeigen die Verhältnisse in Paris, welches Ausmaß gesellschaftlicher Angleichung im absolutistischen Staat möglich war. Dies gilt auch für die in mancher Hinsicht anders gelagerten Verhältnisse in Deutschland. Der bürgerliche Stand hatte einen Großteil seiner Macht und seines Einflusses verloren. Es lag nahe, daß sich der einzelne Bürger, vor allem dann, wenn er aufwärts strebte, am Gesellschaftsideal des Adels orientierte. Auf diese Weise erhielt der Adel eine mächtige, die Stände integrierende Funktion. Sein

⁵⁹ Walter Hubatsch, *Das Zeitalter des Absolutismus 1600-1789*, 2. Aufl., Braunschweig 1965, S. 5.

⁶⁰ Erich Auerbach, *La cour et la ville*. In: Hans Norbert Fügen (Hg.), *Wege der Literatursoziologie*, Neuwied 1968, S. 344-88 (Soziologische Texte, 46).

Leitbild wirkte über den eigenen Bereich hinaus auf alle Kreise, die — wenn auch entfernt — mit der Krone in Beziehung standen und sich im Umkreis und in der hierarchiebildenden Welt des Hofes befanden.

Es ist offenkundig, daß die starke gesellschaftliche Schichtung mit einem übermächtigen Adel an der Spitze zu Unterdrückung, Gruppenegoismus, Machtmißbrauch und Ausbeutung führte. Für das Selbstverständnis des Adels und des ihm nachehenden Bürgertums spielten die realen Lebensverhältnisse aber eine untergeordnete Rolle; sie wurden auch literarisch kaum fruchtbar. Literarisch wirksam indessen war das menschliche Leitbild, nach dem der Adel strebte oder nach dem er sich stilisierte. Die Vorstellungen, die dieses Leitbild bestimmen, sind Normen der Tugendhaftigkeit und des Schicklichen. Im wirtschaftlichen und administrativen Bereich hat der Adel im Grunde keine Funktion. Er war in den Produktionsgang nicht eingeschaltet und hatte Zeit und Muße, einen Lebensstil zu pflegen, der seiner Macht und seiner elitären Stellung entsprach. Gerade weil er losgelöst von der ständischen Grundlage (Nährstand, Wehrstand, Lehrstand) existierte, konnte er eine Daseinsform als Ideal ausbilden, die sich über die realen Lebensbedingungen hinwegsetzte. Er stand nicht nur über den Dingen des Alltags und dem Berufsleben, er verachtete und mied sie auch. Und wenn er, aus welchen Gründen immer, ein Gewerbe betreiben mußte, so verbarg er dies ängstlich. Seine « parasitäre Funktionslosigkeit »⁶¹ erlaubt es ihm aber, in der Repräsentation ein menschliches Selbstverständnis auszubilden, das zur verbindlichen Norm für alle wurde, die über das Mittelmaß, den Alltag und die produktive Arbeit hinausstrebten.

Gesellschaftsordnungen von großer beispielgebender und formender Kraft sind zugleich (und das gibt ihnen die innere Festigkeit) Träger eines integrierenden Prinzips. Das kann z.B. das Leistungsprinzip (wie im Bürgertum des 18. und 19. Jahrhunderts) oder ein soziales Programm (wie in vielen Ländern im 20. Jahrhundert) sein. In jedem Fall ist es in hohem Maße ideologisch versetzt. Das integrierende gesellschaftliche Prinzip des absolutistischen Zeitalters war das der Repräsentation. Repräsentation beinhaltete Anerkennung der Legitimität des Herrschers, der hierarchischen Ordnung und der faktischen und ideellen Vormachtstellung des Adels. Der absoluten Macht des Herrschers gegenüber konnte man sich — und dies galt besonders für den Adel — nur dadurch adäquat verhalten, daß man

⁶¹ Auerbach, *La cour*, S. 388.

bestimmte ideelle Grundforderungen und äußere Formen des Verhaltens beachtete, bzw. mit vertrat. Die ideelle Grundlage des Adels und damit der führenden Gesellschaftsschicht des absolutistischen Staates war die Tugendforderung, ihr äußeres Korrelat die Schicklichkeit. In Tugend und Schicklichkeit lag für den Adel das ihn durch Natur und Verhalten Auszeichnende und Erhöhende. Tugend und Schicklichkeit sind Rechtfertigung, Aufgabe und zugleich äußeres Zeichen dafür, daß der Adelige seiner gottgewollten Sonderstellung gerecht wird:

Denn obzwar der Abdel an sich selber ein schöner Zierrath und hell-leuchtendes Kleinod der Menschen ist; so will es doch aber auch nötig seyn, daß er in das feine Gold guter Sitten und Wissenschaften versetzt werde, sonder wird er dessen Besitzer eine schlechte Folge des Ansehens oder Hochachtung geben können. Die Edlen sollen die Eichenschaft der Adler, wovon sie nicht ohne Ursach den Nahmen führen, an sich haben, und sich unaufhörlich nach der Sonne der Tugend und guter Künste schwingen, und sowohl bey Kriegs- als Friedens-Zeiten nicht nur den Leib durch die Waffen und anständige Ritter-Spiele sondern auch den Verstand durch die Bücher und das Schreiben üben; denn hierdurch kan sich der Mensch allein edel machen; indem das Geblüte nur den Leib, Tugend und Wissenschaft aber den ganzen Menschen edel macht⁶².

Tugend war der Zentralbegriff des adeligen Leitbildes⁶³. Man hielt es für « rühmlicher », « den Adel von der Tugend, als von den Ahnen zu zehlen »⁶⁴. Der Mann edler (adeliger) Ab-

⁶² Daniel Caspar Lohenstein, *Großmüthiger Feldherr Arminius, oder Herrmann*, Leipzig 1731, S. LX.

⁶³ Aus der kaum überblickbaren Fülle von Äußerungen über den Adelsstand, die alle in der ethischen Grundlegung übereinstimmen, seien einige Beispiele herausgegriffen: Josquinus Betulejus (Peter Hauboldt) schreibt in seinem *Discurs Von dem höchsten Gut / welchem die Welt zu allen Zeiten mit Ernst / und Fleiß nachtracht*, Hanau 1609, S. 309-10 über « Adel vnd Ritterschafft »: « Ein Blum vnnnd Zierat des Menschlichen Geschlechts / vnnnd eine rechte Belohnung der Tugent vnd Gottseligkeit / ist der Adel vnd Ritterschafft / von Gott dem HERREN selber entsprossen / welcher etzliche auß dem Menschlichen Geschlecht / die mit Tugent gezieret waren vber andere erhoben / vnd in denselben Ehrenstandt gesetzt. — Denn Gott wil daß ein Vnterschiedt sey vnter Tugendt vnd Laster / Faulheit vnd Fleiß / vnnnd derselbe von jedermann gesehen werde: vnnnd daß ein Vnterschiedt der Stände sey / daß etzliche gebieten / gute Gesätz vnd Ordnung machen / die anderen gehorchen und nach den Satzungen leben: auff daß also das Menschliche Geschlecht / in Ruhe vnd Friede beysammen lebe / Zucht und Erbarkeit in aller Welt erhalten werde. » — In de *Refuges Klugem Hofmann*, den Harsdörffer ins Deutsche übersetzte (Frankfurt 1655), ist die ethische Ausrichtung des Lebens Norm für alle Stände, ganz besonders aber für den Adel.

⁶⁴ Lohenstein, *Arminius*, S. LX.

kunft war zur Tugend geboren. Tugend trat als hohe Anforderung an ihn heran. Die Funktionslosigkeit des Adels in Wirtschaft und Verwaltung, die aus der Perspektive des totalen Funktionalismus der industriellen Leistungsgesellschaft als etwas Parasitäres erscheint, war die Voraussetzung seiner inneren Bestimmung. Dieser Bestimmung entsprach sein Verhalten. Ein Kanon von Umgangsformen wurde im Kreis der Elite ausgebildet, für den man Begriffe wie *courtoisie*, *civilté*, *politesse*, *honnéteté*, *humanité* prägte. Was auf der Burg (Landadel) im engsten Kreis nicht nötig war, am Hof, in Gegenwart des Fürsten, war das elegante, höfliche, weltmännisch-kluge Verhalten erste Forderung. Ganz abgesehen davon, daß es im Hofkreis und darüber hinaus Geltung, Anerkennung und Erfolg gewährleistete, war es das äußere Zeichen und der Beweis der elitären Sonderstellung des Adels. Selbstdisziplin, etwas auf sich zu halten, ein Abmessen der Rede und Gesten gehörten dazu. Man zähmte die Affekte, die störten und die das ausgewogene Gleichgewicht — und damit die Macht und den Vorrang der eigenen Interessen — in Frage stellten. Man war höflich, auch wenn man intrigierte und gegen Rivalen kämpfte. Man focht in gebundenen Formen und mit festen Spielregeln. Wer sie beherrschte, hatte die größten Chancen und die besseren Möglichkeiten. Entscheidend war der Stil. Zum ethischen Moment trat also das ästhetische. Das höfliche Verhalten wurde beiden gerecht. In der vollendeten Form des Umgangs, in Eleganz, Geschmeidigkeit und Wendigkeit, in der Ausgewogenheit von Sprache und Intention, von Aufwand und Wert waren beide Komponenten gegenwärtig⁶⁵.

Wenn eine Gesellschaftsordnung solche Werte vertritt, so geschieht dies nicht um der Werte selbst willen, sondern aus dem sehr realen Bedürfnis der Machtentfaltung und Machterhaltung. Der Tugend- und Schicklichkeitskanon ist eine Rechtfertigungslehre, die keinen Widerspruch fand⁶⁶. Das besagt aber

⁶⁵ Die jüngste, umfassendste und beste Darstellung des höfischen Lebens von: Norbert Elias, *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie mit einer Einleitung: Soziologie und Geschichtswissenschaft*, Neuwied 1969 (Soziologische Texte, Bd. 54) berücksichtigt die ethische Komponente im Selbstverständnis der höfischen Gesellschaft zu wenig.

⁶⁶ Die häufige Kritik am Hofleben und an der Lebensweise der Bürger wendet sich nicht gegen das System als solches und die Wertvorstellung der Forderungen. Die Schäfer und Schäferinnen z.B., die sich vom Hof oder der Stadt in ländlich-idyllische Gefilde zurückziehen, stilisieren ihr Leben nach den Normen, die die Gesellschaft ausgebildet hat, die sie aber meist nur unvollkommen erfüllt. Was als gegenhöfisch erscheint, ist oft nur der Versuch, Idealvorstellungen, die in der höfischen Realität uner-

nicht, daß sich das tägliche Leben in allem und jedem danach ausgerichtet hätte. Im Gegenteil: vor allem die kleineren, im allgemeinen nicht sehr wohlhabenden und auch nicht sehr mächtigen Höfe waren weit davon entfernt, die Forderungen zu erfüllen, die das Leitbild ihres Standes beinhaltete. Ja, die bis zum Überdruß geführte Wiederholung und Bekräftigung der Lehren von Tugend und Schicklichkeit ist eher als Indiz dafür zu werten, wie weit die Realität davon abwich; über das wirkliche Leben geben sie keinen Aufschluß. Erfüllte Forderungen brauchen nicht ständig wiederholt zu werden. Wie immer das Verhältnis zwischen Norm und Realität ausgesehen haben mag, entscheidend ist, daß die führende Gesellschaft Kategorien für das menschliche Selbstverständnis und Verhalten ausbildete, die nicht zuletzt deshalb in so hohem Ansehen standen, weil sie sich auf den Willen und die Absicht Gottes berufen konnten. Diese Kategorien in ihrer Verbindung von Ethischem und Ästhetischem, von Tugend und Schicklichkeit, von Morallehre und Eleganz, von seelischem Rang und formalem Anspruch wurden zur Voraussetzung und zum Maßstab für die Vervollkommung des Menschen, auch dann, wenn er nicht dem Adelsstand angehörte.

Die Rang- und Wertvorstellungen in ihrer Doppelung von Ethischem und Ästhetischem, die das gesellschaftliche Denken prägten, beherrschten auch die Literatur. In beiden Bereichen war Deutschland vom Ausland abhängig, vor allem von Frankreich und Holland. Es genügt daher nicht, von literarischen Abhängigkeiten zu sprechen, man muß auch die gesellschaftlichen Zusammenhänge beachten. Dabei zeigt sich, daß das Bedürfnis nach höheren literarischen Formen und nach stilistischer Vereidelung erst dann auftreten konnte und in der Tat auftrat, als die gesellschaftlichen Voraussetzungen gegeben waren, die ihrerseits bestimmte wirtschaftliche und vor allem politische Veränderungen zur Grundlage hatten. In Frankreich und Holland sind die Verhältnisse leichter überblickbar. Im deutschen Sprachraum dagegen bringen die Vielstaaterei und die Unterschiede der Konfession und des geschichtlichen Hintergrundes zum Teil beträchtliche Abweichungen mit sich. Wenn auch die allgemeinen absolutistischen Tendenzen parallel laufen, erschwert dies doch verallgemeinernde Aussagen. Hamburg und Basel, Wien und Königsberg, Nürnberg und Leipzig, München und Wolfenbüttel,

füllbar sind, in einen anderen Raum zu projizieren. — Die Tatsache, daß es — im Sinne der Stillehre — Schrifttum unterhalb der Norm gab, die Opitz durch Theorie und Praxis kanonisiert hatte, begründet keinen Widerspruch zu der hier vorgetragenen These. Es wäre festzustellen, in welchem gesellschaftlichen Bezugsraum sie steht.

Heidelberg und Glogau — es genügt, diese Städte zu nennen, um deutlich zu machen, wie groß die politischen und konfessionellen, gesellschaftlichen und kulturellen Unterschiede im einzelnen waren. Hinzu tritt, daß nicht nur das aristokratische Frankreich, sondern auch das bürgerliche Holland durch Macht und Reichtum, vor allem aber aufgrund des dort herrschenden verfeinerten Lebensstils als Vorbilder wirkten. So setzte sich, ungeachtet des historischen Hintergrunds, der (wechselnden) konfessionellen Festlegung, der realen politischen Machtverhältnisse und des unterschiedlichen Gewichts, das der Adel oder das Bürgertum besaßen, in allen deutschsprachigen Ländern, mit zeitlicher Phasenverschiebung, ein menschliches Leitbild durch, das von der Forderung geprägt war, Tugend und Schicklichkeit gleichermaßen zu pflegen. Nicht nur im Kreis des Adels, der diesen Lebensstil ausbildete und zur Norm erhob, sondern auch in der bürgerlichen Welt — freilich mit Abstufungen und Variationen — gewann es absoluten Vorrang. Damit ist aber nicht gesagt, daß die 'gute Gesellschaft' in Deutschland Adel und Bürgertum gleichermaßen und ohne Rangabstufung und gegenseitige Abgrenzung umfaßt hätte; dies war sicher nur, wenn überhaupt, in ganz wenigen Ausnahmen der Fall. Entscheidend ist, daß sich der Adel und das Bürgertum gemeinsam an ethischen und ästhetischen Leitbildern orientierten, die sich vielfach berührten und die in vieler Hinsicht aufeinander bezogen waren⁶⁷. Die Tatsache, daß gemeinsame Ziele (die als Neuerung in Deutschland zugleich von nationalem Interesse waren) Adel und Bürgertum verbinden konnten, zeigt sich sehr deutlich an den literarischen Gesellschaften — allen voran an der 'Fruchtbringenden Gesellschaft' —, in denen die Bürger neben Fürsten und Adeligen nicht nur ihren Platz hatten, sondern auch eine Funktion ausübten, die beide Stände betraf.

Das Beispiel der 'Fruchtbringenden Gesellschaft' kann aber auch irreführen. Für die Fürsten und den Adel war das Interesse an der Reinheit der deutschen Sprache und dem Auf-

⁶⁷ Auf die gemeinsame Bedeutung von Adel und Bürgertum für die Literatur des 17. Jahrhunderts weist Auguste Cornu hin: *Klassizismus in seinen Beziehungen zur Entwicklung Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert*. In: «Festschrift Ernst Bloch zum 70. Geburtstag», hg. von Rugard Otto Gropp, Berlin 1955, S. 51-70. — Albrecht Schönes Anthologie: *Das Zeitalter des Barock*, München 1963 ordnet die 'Texte und Zeugnisse' ständisch an; hier zeigt sich sehr deutlich, daß in der höfisch-galanten und gelehrt-bürgerlichen Dichtung die gleichen Stiltendenzen vorherrschen; nicht weniger gilt dies für einen großen Teil des 'Geistlichen Schrifttums', das den Geschmacksvorstellungen der höheren Gesellschaft folgt. — Vgl. auch: Manfred Windfuhr, *Die barocke Bildlichkeit und ihre Kritiker*, Stuttgart 1966, S. 152-72.

schwung der deutschen Literatur in der Regel aufs engste verbunden mit dem Bestreben, ihre Macht und ihren Ruhm zu festigen und zu erweitern. In seiner Widmungsrede an Ludwig Fürst zu Anhalt spricht Opitz ganz offen von der Aufgabe des Dichters, zum unsterblichen Ruhm des Herrschers beizutragen:

Daß nun Ewre Fürstl. Gnade auch der Poesie die hohe Gnade vnd Ehre anthut / folget sie dem rühmlichen Exempel oben erzehlt Potentaten so verstorben sind / vnd giebet selber ein gut Exempel denen die noch leben. — Die Vrsach aber / warumb Ewre Fürstliche Gnade vnnnd andere werthe Helden hierzu gleichsamb von Natur gereitzt werden / ist vornemblich die Begiehr der Vnsterblichkeit / welcher die edelsten Geister nachhengen / vnd jhnen den künftigen Ruhm vnd Namen als eine Belohnung jhrer Tugenden vnnnd Tapfferkeit ohn Vnterlaß für Augen stellen⁶⁸.

Der Abt zu St. Michel de la clôtüre in Piemont (gest. 1608) sieht die Funktion der Kunst im absolutistischen Staat nüchtern. Er bezieht sie unmittelbar auf das Bestreben des Fürsten, die realen Machtverhältnisse aufrecht zu erhalten, wobei er allerdings die Bedingung stellt, daß der Gehorsam der Untertanen « auff die Vortrefflichkeit der Tugenden eines Fürsten [...] begründet vnd befestigt »⁶⁹ ist:

Darumb so thuts von nöten / dz man die Vnterthanen erstlich also gewinne / vnd an sich ziehe / daß sie es für jhren höchsten Nutze halten / vns vnterthan zu seyn / vnnnd für vns vnnnd vnser Herrschafften zu streiten: welchs man mit diesen Mitteln / dadurch die Huld vnnnd Gunst der Leuthen / vnd die Reputation zu wegen gebracht wirdt / davon wir droben geredt / zu wegen bringen kan. Inn sonderheit aber ist darzu sehr beförderlich / so sie bey der Gerechtigkeit geschirmet / im Frieden geschützet / vnnnd bey guter Nahrung erhalten werden. Welches orts die Liebe zur Religion / zun freyen Künsten / vnnnd zu der Tugend / vnd deßhalben auch zu den Geistlichen / zun Gelehrten / vnd zu den Tugendhafften / leichtlich den preiß vnd vorzug behellt. Wer solche Personen auff seiner seiten hat / der wirt ohne zweifel das vberige Volck auch leichtlich gewinnen vnd an sich bringen [...] Es sind auch die Künstler / so jhrer Kunst halben vortrefflich / vnd darneben tugendthafft / was sie auch können vnd treiben / sehr dienstlich / das Volcke damit zu belusti-

⁶⁸ Martin Opitz, *Weltliche Poemata*, 1644, hg. von Erich Trunz, Tübingen 1967, 1. Tl., S. X XII.

⁶⁹ Johannes Boterus, *Gründlicher Bericht / Von Anordnung guter Policeyen vnd Regiments: auch Fürsten und Herren Stands*, Straßburg 1596, S. 240; im Vorwort wird als Zweck des Buchs die « erkanntnuß vnnnd wissenschaft der Mitteln » angeführt, « durch welche ein Herrschafft kan Auffgerichtet / Erhalten / vnd Erweitert werden » (Blatt 1a).

gen vnd auffzuhalten⁷⁰: also daß ein Fürst oder Herr / wann er solche auffenthalten thut / damit leichtlich diß erlangt / daß er von den seinen geliebet / vnd von allen hoch geachtet wirt⁷¹.

Diese Beispiele, die um viele vermehrt werden könnten, zeigen, wie unauflösbar im 17. Jahrhundert Kunst bzw. Literatur, Tugend, Schicklichkeit und Macht miteinander verbunden waren. Solange der Untertan die Machtverhältnisse anerkannte oder zumindest hinnahm, konnte er auch das Grundprinzip des absolutistischen Staates nicht verleugnen: « Eines jetwedern Stands vnd Regiments bestes Fundament vnd Grund / darauff es bestehen soll / ist die Gehorsame der Unterthanen / gegen jre gepietende Oberherrn »⁷². So liegt es nahe, daß der Dichter, der bewußt oder unbewußt in diesem Funktionszusammenhang stand, die Forderungen nach Tugend und Schicklichkeit, die Grundsätze der Ethik und der Etikette nicht nur respektierte, sondern auch mit vertrat. Die Formvorstellungen, die in der Hof-Etikette und in den Anweisungen über bürgerliches Verhalten ihren Niederschlag fanden, wirkten sich auch im Bereich der Sprache und der Literatur aus. Der gehobene Stil⁷³ ist ein Korrelat des ethisch-ästhetisch ausgerichteten Leitbildes des Lebens, das Adel und Bürgertum — zumindest als ideelle Forderung — immer stärker durchdrang.

Es zeigt sich: Das ethisch-ästhetisch orientierte Selbstverständnis des Adels und in weiterer Folge eines beträchtlichen Teils des Bürgertums, war der Boden, auf dem eine Poetik wie die Opitzens entstehen und zu einem so unvergleichbaren Erfolg werden konnte. Dieses menschliche Selbstverständnis breitete sich im Laufe der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und um die Jahrhundertmitte immer weiter aus. Zugleich setzte sich das Bedürfnis nach Formen des gesellschaftlichen Umgangs und der Sprachbehandlung in Rede und Poesie durch, die diesem Selbstverständnis angemessen waren. Mit dem höheren gesellschaftlichen Anspruch verband sich die Forderung, die deutsche Sprache und Literatur auf einen höheren Stand der Ausdrucksfähigkeit,

⁷⁰ « belustigen » und « auffhalten » im Sinne von *delectare* und *retentare*, ergötzen und zurückhalten.

⁷¹ Boterus, *Bericht*, S. 160a-161a.

⁷² Boterus, *Bericht*, S. 24a.

⁷³ Opitz selbst greift die traditionelle Bindung der Stilhöhen an die ständische Gliederung der Gesellschaft auf: *Deutsche Poeterey*, S. 30: « so muß man auch nicht von allen dingen auff einerley weise reden; sondern zue niedrigen sachen schlechte / zue hohen ansehliche, zue mittelmässigen auch mässige vnd weder zue grosse noch zue gemeine worte brauchen ». Diese Forderung gehörte bis über Gottsched hinaus zum Grundbestand der normativen Poetik.

der Geschmeidigkeit und der Zierlichkeit zu heben. Theorie und Praxis des Opitz waren der — sicher sehr erfolgreiche — Versuch, diese Forderung zu erfüllen; aber auch die Bemühungen Horsts und anderer sind in diesem Zusammenhang zu sehen. Alle Bestrebungen dieser Art, die die Wissenschaft bisher als innerliterarischen Vorgang wechselseitiger Einflußnahme deutete, sind in Wirklichkeit Versuche, im Bereich der deutschen Sprache etwas hervorzubringen, was dem sich wandelnden Selbstverständnis von Adel und Bürgertum angemessen war.

Bei den Bemühungen um einen Stil, der den Geschmacksvorstellungen der herrschenden Gesellschaftsschichten entsprach, trat der Begriff der 'Zierlichkeit' in auffallender Weise in den Vordergrund. Horst verwendete das Wort erstmals in der Auflage von 1588, die die wichtigen poetologischen Erweiterungen brachte⁷⁴. Opitz benützt es an entscheidender Stelle⁷⁵, und in den Poetiken, Vorreden und Zuschriften des 17. Jahrhunderts diente es immer wieder zur Charakterisierung jenes poetischen Stils, dem Opitz zum Durchbruch verholfen hatte⁷⁶. Meist kennzeichnet es nicht einzelne Stilistika, sondern den Gesamteindruck der « reinen [...] ungewungenen poetischen Schreibart »⁷⁷, die man vor Opitz in Deutschland nur aus Dichtungen fremder Idiome kannte.

Der Begriff der 'Zierlichkeit' bezieht sich im 16. und 17. Jahrhundert — von der Bedeutung 'strahlend, glänzend' abgesehen — auf gesellschaftliche und sprachliche Phänomene. Anhand von zahlreichen Belegen weist Grimm eine Wortbedeutung von 'zierlich' nach, die nicht « minder alt », aber « viel ausge-

⁷⁴ Lemnius/Horst, *Miracula*, 1588, S. 8, 9, 10, 13, 14, 16, 17.

⁷⁵ Opitz, *Poeterey*, S. 24, 32; ders., *Weltliche Poemata*, I. 1, S. IX.

⁷⁶ Renate Hildebrandt-Günther, *Antike Rhetorik und deutsche literarische Theorie im 17. Jahrhundert*, Marburg 1966 (Marburger Beiträge zur Germanistik, Bd. 13) gibt (S. 82f) eine Zusammenstellung der Belege, ohne sie freilich im einzelnen auszuwerten. Ludwig Fischer, *Gebundene Rede. Dichtung und Rhetorik in der literarischen Theorie des Barock in Deutschland*, Tübingen 1968 (= Studien zur deutschen Literatur, Bd. 10) beschäftigt sich (S. 214-52) mit den Wandlungen der Theorie des 'Angemessenen'. In diesem Zusammenhang setzt er sich auch mit dem Inhalt und dem Wandel des Begriffs 'Zierlichkeit' auseinander. Die Frage nach dem gesellschaftlichen Bezug des Begriffs stellt er nicht. — Vgl. bes. Georg Philipp Harsdörffer, *Poetischer Trichter*, (Neudruck) Darmstadt 1969, Tl. 3, S. 62-72 (*Von der Rede Zierlichkeit*). Aufschlußreich ist August Buchners Hinweis: « Die ungemene und zierliche Rede [...] die wolgefügtten Sylben und ungewungene Reime / dringen hindurch / und führen ein wolgeartes Gemüthe fort unter einer angenehmen Gewalt. » (Treuer, *Dädolus*, Vorrede von Buchner, S. A 5b).

⁷⁷ Opitz, *Gedichte*, hg. v. Triller, Bd. 3, S. 304; vgl. Fischer, *Gebundene Rede*, S. 52-60 (Der 'poetische Stil').

breiteter » (als « strahlend, glänzend ») war und zur Bezeichnung « des gesellschaftlichen Auftretens, der form entsprechend » diente. Mit ihr verband sich die « Anerkennung des sich auszeichnenden, vornehmen Mannes, stattlich, ehrenhaft, und zwar aufgrund der äusseren Haltung in Körperbau und Kleidung und in der gerühmten Lebensführung, bei Bedeutungsverwandtschaft zu as. ags. *tir*, an. *tirr* *ruhm, ehre* » (Sp. 1197)⁷⁸. Im 16. und 17. Jahrhundert scheint die Bedeutung von « zur Ehre reichend, jedoch Ehre in abstrakterem, dem nhd sich näherndem Sinne » und « gesittet » verbreitet gewesen zu sein (Sp. 1197). Auch wenn das Wort in dieser Zeit schon abwertend gebraucht werden konnte, so scheint es doch vorwiegend ein Verhalten bezeichnend zu haben, das sich durch « formvollendetes Wesen im Sinne von vornehm, gesellschaftlich fein, zugleich elegant, geschickt » und durch die « Erfüllung gesellschaftlicher Formen, galant, artig » (Sp. 1199)⁷⁹ auszeichnete. Dieses lange Zeit dominierende Wortverständnis wirkte in der rhetorisch-poetologischen Terminologie nach. Als es darum ging, für lat. *decorum* eine deutsche Übersetzung zu finden, griff man zum Wort 'Zierlichkeit',⁸⁰ — offensichtlich in bewußter Anlehnung an die Vorstellung des Schicklichen, Verfeinerten und Eleganten, die es im Kreis der gehobenen Gesellschaft besaß. Im Zusammenhang mit Sprache ist das Wort 'zierlich' erstmals in der Rhetorik Riederers (1493) belegt⁸¹. Das Grimmsche Wörterbuch gibt nach Riederer nur Hinweise auf Faber (1563), Meyfart (1639) und Morhof (1682); es bringt nicht zum Ausdruck, daß der Begriff des 'Zierlichen' oder der 'Zierlichkeit' im Dichtungsverständnis des 17. Jahrhunderts von zentraler Bedeutung war. Es ist nicht möglich, im

⁷⁸ Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 15, Leipzig 1856, Sp. 1195-1219 ('zierlich', 'Zierlichkeit')

⁷⁹ Die Bedeutung von 'zierlich' als Begriff des gesellschaftlichen Umgangs zeigt sich auch im Wort 'Zierdanck'. Vgl. dazu: Johann Hübner, *Curieuses und reales Natur=Kunst=Berg=Gewerck= und Handlung=Lexikon*, Neue Aufl. hg. von Georg Heinrich Zincken, o.O. 1746 (1. Aufl. 1712), Sp. 2328: « bey Turnieren, Kopf- und Quintan-Rennen, der Gewinnst, welcher dem, der seinen Leib und Lantze am zierlichsten geführet, zugewendet, und darüber zu erkennen dem Frauenzimmer nach löblichem Brauch heimgelassen wird ».

⁸⁰ 'Zierlichkeit' dient auch als Übersetzung von lat. *concinntas*, *ornatus* und *elegantia*. Diese Begriffe bezogen sich — ebenso wie *decorum* — auf das Erscheinungsbild des Menschen in der Gesellschaft (z.B. *concinne vestitus*) und auf die Rede und Poesie dieser Gesellschaft.

⁸¹ Friedrich Ried(e)rer, *Spiegel der waren Rhetoric. v.B.M. Tulio C. vnd andern getuschet*, o.O. 1493, S. IIb: « zum ersten von der kunst rhetoric, gemeins und zierlichs redens »; « zierlich red » kann hier dem lat. *elocutio* entsprechen; vgl. Fischer, *Gebundene Rede*, S. 220.

Zusammenhang dieser Untersuchung eine differenziertere Wortgeschichte der 'Zierlichkeit' zu geben und — was in Verbindung damit nötig wäre — die Alternativbegriffe im einzelnen zu analysieren. Es kommt vielmehr darauf an zu zeigen, daß die Vorstellung dessen, was die Bezeichnung *decorum* (Zierlichkeit) verdient, auch im Hinblick auf die deutsche Sprache und Poesie von allem Anfang an in enger Beziehung zu den gesellschaftlichen Verhältnissen stand, bzw. zu den Idealvorstellungen der Gesellschaft. Die Kategorien der Rhetorik sind von allgemeiner Gültigkeit. Die Forderungen, die sich daraus ableiten, ändern sich aber im Laufe der Zeit. Sie sind in erster Linie von den Wert-, Norm- und Geschmacksvorstellungen abhängig, die eine Gesellschaftsordnung für ihren Lebensbereich ausgebildet hat. Diese Erkenntnis gilt ganz besonders für das *decorum*. Die Frage, wie groß der sprachlich-stilistische Aufwand zu sein hat, damit die Forderung nach 'Zierlichkeit' erfüllt ist, kann nicht allgemein, sondern nur vor dem Hintergrund des Selbstverständnisses und der ethisch-ästhetischen Vorstellungen der jeweiligen Gesellschaft beantwortet werden. Für das 16. Jahrhundert bedeuteten sprachlich-stilistische Qualitäten, die Rede und Poesie über das volkstümlich-Grobschlächtigere hinaushoben, offensichtlich weniger als für das 17. Jahrhundert. Die ethisch-ästhetische Selbststilisierung des Adels und in seiner Nachfolge des gehobenen Bürgerturns in der Gesellschaft des absolutistischen Staates führte in immer stärkerem Maße zur Verfeinerung der Umgangsformen und des allgemeinen Verhaltens und zu einer Veredelung der deutschen Sprache. Auch wenn das Wort und der Begriff der 'Zierlichkeit' (im Sinne von *decorum* etc.) im Spätmittelalter schon zur Verfügung standen und gelegentlich auch der Forderung nach reinerem, richtigerem und edlerem Deutsch dienten, so wurden sie doch erst im 17. Jahrhundert in Deutschland zum Zeichen dafür, daß die Forderungen nach verfeinertem Stil in der Gesellschaft und nach edlerem Stil in der Poesie einander entsprachen, bestätigten und rechtfertigten. Dies meint Harsdörffer, wenn er schreibt:

Also bleibet es darbey: daß das Geistliche mit Geistlichen / das gemeine mit gemeinen Worten / das seltnē und tiefsinnige mit seltnen und gleichfals eingriffigen Worten sol ausgeredet werden / darzu die gemeinen Reden viel zu schwach und kraftloß sind. Ein gemeiner Mann gehet zu Fuß / und redet schlecht hinweg; ein vornehmer Herr reitet auf einem hochtrabenden Pferd; also führt auch jener der zu gehorsamen geboren / knechtische Gedanken und Wort: Dieser dem die Natur mehr Verstand zu getheilet und ihn zu gebieten gewidmet / weiß auch einen hohen Sinnbegriff mit anständigen Reden auszuführen [...] Dergleichen von dem gemeinen Gebrauch abgesonderten Inhalt und Redensarten / suchet sonderlich der Poët / sein Gedicht mit unerwarteter Ver-

wunderung Lieblichkeit und mit der Erfindung gemässen Ausbildung vorstellig zu machen. — Ein Baumeister würde thöricht handeln / wann er einem Burger oder Bauren einen Königlichen Palast bauen wolte; oder wann er in einem Fürstlichen Gebäude das Meisterstück seiner Kunste an den vergulden Rosen und Zierrathen zuerweisen vermeinte: Also ist die Wort-Zier zu der Wolständigkeit von nöthen / die gehörige Verfassung aber der gantz ordentlichen und nach der Zeit / Ort und Beschaffenheit der Personen schickliche Rede die Hauptsache / daran am meisten gelegen⁸².

Die Normen der Gesellschaft des absolutistischen Staates in ihrer Verbindung von ethischer und ästhetischer Forderung wurden mit den Reformen des Opitz auch für die Rede und die Poesie verbindlich. Daß die Zeit darin keinen Widerspruch, sondern eine systemkonforme Entsprechung sah, zeigt der außergewöhnliche Erfolg des Dichters über mehr als ein Jahrhundert hin. Im 17. Jahrhundert stand die Poesie im Dienst der Gesellschaft. Es war ihre Aufgabe, die Wertvorstellungen, auf die sich Staat und Kirche stützten, dem einzelnen Menschen nahezubringen und ihn zur Einhaltung der ethischen Normen aufzufordern. Konflikte gab es für den Dichter nur dann, wenn er zwischen die politisch-konfessionellen Fronten geriet. Da aber hinter den einzelnen politisch-konfessionellen Kräften jeweils dieselbe gesellschaftliche Struktur stand⁸³, lag jede Form systemüberwindender oder systemsprengender Kritik nicht nur außerhalb der realen Möglichkeit (Druck, Verlag, Privileg), sondern wohl auch außerhalb des Interesses. An dieser Situation änderte sich erst etwas, als die persönliche Autonomie des Einzelnen das Gewicht der Gesellschaftsordnung aufzuwiegen begann. Ehe aber diese Entwicklung im Rahmen des europäischen Subjektivismus eintrat, blieb es die vornehmste Aufgabe des Dichters, Tugend und Schicklich-

⁸² Georg Philipp Harsdörffer, *Poetischer Trichter*, (Neudruck) Darmstadt 1969, Tl. 3, S. 24 und 32. — Zur Deutung dieser Textstelle genügt der Hinweis auf die Entsprechung zwischen dem Rang der Stände und der Stilhöhen (vgl. Anmerk. 73) nicht. Die allgemeine Forderung nach einer bestimmten Stilhöhe als Entsprechung eines bestimmten Standes (Adel, Bürgertum) sagt noch nichts aus über die Möglichkeiten der konkreten Realisierung dieser Forderung. Entscheidender für das Zustandekommen einer « poetischen Schreibart » sind das Selbstverständnis und die ethisch-ästhetische Stilisierung eines bestimmten Standes. Der unbemittelte und wenig gebildete Landadel (auch höheren Ranges) stand in dieser Hinsicht dem städtischen Patriziat weit nach.

⁸³ Mit der möglichen Ausnahme des Arianismus (Sozinianismus), der in einigen Teilen Europas, vor allem in Polen, kirchen- und gemeindebildend auftrat und eine Gesellschaftsform auszubilden versuchte, die Privatbesitz, sozialen Rang und Repräsentation gering achtete. Er vermochte es aber nicht, sich gegen die Übermacht der Reformation und vor allem der Gegenreformation dauerhaft durchzusetzen.

keit zu rühmen und damit die bestehende Gesellschaftsordnung zu stützen und zu festigen — wie weit auch immer das reale Leben vom Leitbild der Gesellschaft abweichen mochte. Solange die Wertvorstellungen des absolutistischen Staates Adel und Bürgertum prägten, so lange blieben auch die poetologischen Grundlinien in Geltung, die Opitz mit Geschick und Gespür für das Zeitgemäße zusammenfaßte und mit Erfolg vertrat.

Herrn Doz. Dr. Joachim Dyck danke ich für Hinweise.

Nachtrag: Nach Fertigstellung des Umbruchs fanden sich weitere Belege für die hier vorgelegte These. Justus Georg Schottel veröffentlichte zusammen mit seinem höfischen Spiel *Neu erfundenes Freuden Spiel genandt Friedens Sieg*, das 1642 aufgeführt und 1648 in Wolfenbüttel veröffentlicht wurde, ein *Höfliches Complementier Büchlein... wie man mit Hoben Fürstlichen: So wohl auch Niedrigen vnd Gemeinen Stands Personen vnd sonsten bey Gesellschaften / Jungfrauen vnd Frauen zierlich vnd höflich conversiren / reden vnd umgeben möge*, Rintelen 1648, in dem das äußere Verhalten und die sprachliche Ausdrucksweise, die gefordert war, mit dem Wort 'zierlich' bezeichnet werden: «Vnd heisset Complementum oder complementiren / höfliche / zierliche Geberden / Reden vnd Thaten bey Leuten führen / mit geschickten Sachen angefüllet / sich vnd andern damit zu nützen vnd zu belustigen» (S.A v); das Wort 'zierlich' erscheint hier geradezu als Gelenkstelle zwischen Literatur und Gesellschaft. Noch 1757 konnte ein Lehrbuch der französischen Sprache mit dem Titel erscheinen: Christian Lunkenhein, *Der Zierliche Franzose in welchem die wahren Gründe und Zierlichkeiten der ganzen französischen Sprachkunst deutlich abgehandelt werden*; zuvor hatte Lunkenhein geplant, eine Wochenschrift mit dem Titel *Der Zierliche Franzose* herauszugeben. (Zu S. 312).

Sebastian Hornmolt und Johann Habermann gaben 1604 *Deß Königlichen Propheten Davids Psalter / von reinen / klaren vnd gantzen Jambis* heraus. Zwanzig Jahre vor Opitz weisen sie in der Vorrede ausdrücklich darauf hin, daß sie die Psalter und Gebete « auff ein Newe / besondere Art vnd Manier / in zierlichem Format / lauter reine vnd klare Iambi » abgefaßt hätten. (Zu S. 289).